

Arbeit

Ekel in der Krankenpflege.

Orte, Praktiken und Funktionen

Alexandra Hangl

„Krankenpflege ist ziemlich peinlich und vor allem grauslig, es ist ein permanentes Arbeiten an Körperöffnungen, mit Ausscheidungen und Sekreten, mit Sterbenden, Absterbendem, Totem, mit Verwesung am eigenen Leib“¹

„Also, ich könnte diese Arbeit nie machen.“ Diesen Satz hören Pflegekräfte häufig, wenn sie mit Außenstehenden über ihre Arbeit sprechen. Vor dem geistigen Auge des Gegenübers summieren sich die Aufgabengebiete von Schwestern und Pflegern², ihr permanenter und enger Kontakt mit fremden Körpern, deren Siechtum, die Ausscheidungen und die damit einhergehende Vergegenwärtigung der menschlichen Endlichkeit und des leiblichen Vergehens zu einer vermeintlich unüberwindbaren Belastung, welche die physische und psychische Identität des Individuums zu gefährden droht. So sind viele Menschen froh, dass andere diese ebenso notwendige wie streckenweise unangenehme Arbeit übernehmen.

Pflegepersonen erlernen in ihrer beruflichen Sozialisation Handlungen, Strategien und Mittel, um eine dem Berufsbild der „guten Pflegekraft“ entsprechende „oberflächliche Übereinstimmung“³ zu erzeugen. Wenn jedoch die eigenen Bedürfnisse hinter diesem aberlangten Bild des Berufsstandes verborgen werden, so zeigen sich hier – an der Schnittstelle von Kultur, Gemeinschaft und Individuum – Spannungen und Dynamiken, die von kulturwissenschaftlichem Interesse sind. Die Kulturwissenschaftlerin und Krankenschwester Gudrun Silberzahn-Jandt hat sich in ihren Arbeiten mit dem Ekel in der Krankenpflege befasst und kritisiert, dass bisherige volkskundlich-kulturwissenschaftliche Arbeiten zum Themenkom-

-
- 1 Pernlochner-Kügler, Christine: Körperscham und Ekel – wesentlich menschliche Gefühle. Münster 2004, 268.
 - 2 Die Anwendung von Schwester und Pfleger steht hier für die diplomierte Gesundheits- und Krankenschwester und den diplomierten Gesundheits- und Krankenpfleger, welche sich in ihrer Selbstbeschreibung (vgl. auch angewandtes Interviewmaterial in diesem Text) kurz als Schwestern und Pfleger bezeichnen.
 - 3 Diese Formulierung stammt von Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München 1969, 13, zur genaueren Bezugnahme auf Goffman in diesem Text s.u. ausführlich.

plex Ekel und Krankheit „ausgesprochen körperfern, gar aseptisch“ erfolgten.⁴ Ihre Beobachtungen zeigen, dass Ekel keine starre Emotion ist, sondern ein veränderliches, immer wieder neu bewertetes soziokulturelles leibliches Phänomen.⁵ Ekel ist sowohl Ausdruck der Kultur der Pflegenden, als auch Ausdruck individueller Entscheidungen und Grenzziehungen.

Das Ziel meiner Untersuchung ist es, Handlungsstrategien und Verhaltensmuster aufzuzeigen, welche es dem Pflegepersonal erlauben, auf Ekelreize in ihrem Arbeitsalltag mit der notwendigen Gelassenheit zu reagieren. Hierbei sollen die Rolle des Ekels und des Umgangs damit für die Aufrechterhaltung des Selbstverständnisses als „guter Pfleger“ oder „gute Schwester“ untersucht und verschiedene Funktionalisierungen des Ekels in moralischer, hierarchischer und kommunikativer Hinsicht dargestellt werden.

Empirische Erhebungen auf unterschiedlichen Stationen und Interviews mit Pflegepersonal zeigen, dass ein Bild der ekelresistenten Schwester und des stoischen Pflegers in den Köpfen der Pflegenden existiert und angebotene Strategien zum Umgang mit Ekelgefühlen nur teilweise angenommen werden. Dieser Beitrag beschäftigt sich damit, warum dies so ist und welchen Nutzen der Ekel für die Pflegenden hat – neben seiner im Arbeitsalltag oft unterdrückten natürlichen Schutzfunktion. Die Untersuchung basiert auf empirischem Material, angeleiteten und dokumentierten Selbstbeobachtungen des Personals und qualitativen Interviews. Der Feldzugang war durch meine eigene berufliche Ausbildung als Krankenschwester erleichtert und stützte sich auch auf persönliche Kontakte.

Pfleger und Schwestern sind umgeben von Ekelstimuli, welchen sie sich nur schwer entziehen können und denen sie sich, ihrem beruflichen Ethos folgend, auch nicht entziehen zu dürfen glauben, wie in manchen Interviewpassagen deutlich wird:

„Ich hatte immer das Gefühl, ich dürfte mir nichts anmerken lassen, weil man dann sagen könnte, du bist nicht geeignet für diesen Beruf.“⁶

„Es gehört zum Berufsbild, dass man alles macht ohne zu sagen, das kann ich nicht.“⁷

4 Silberzahn-Jandt, Gudrun: Vom Ekel in Krankheits- und Heilungsprozessen. In: Simon, Michael (Hg.): Auf der Suche nach Heil und Heilung. Religiöse Aspekte der medialen Alltagskultur. Volkskunde in Sachsen. (Heft 10/11). Dresden 2007, 187-196.

5 Vgl. Silberzahn-Jandt, Gudrun: Zur Leiblichkeit eines Gefühls. Ekelerfahrungen in Beziehungen zwischen Krankenpflegepersonal und PatientInnen. In: Katharina Eisch u. Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 93). Tübingen 2001, 48-59.

6 Interview mit Schwester V., geführt von Alexandra Hangl, Innsbruck, 17.10.2011.

7 Interview mit Pfleger P., geführt von Alexandra Hangl, Innsbruck, 17.10.2011.

„Und dann schluckt man den letzten Bissen des Frühstücks hinunter und geht auf die Glocke, der Geschmack mischt sich mit dem Geruch des Durchfalls.“⁸

Krankenpflege gilt allen Belastungsfaktoren und Ekelmomenten zum Trotz als „einer der anspruchsvollsten, [...] vielseitigsten und faszinierendsten Berufe unserer Zeit“⁹, und alljährlich beginnen zahlreiche Menschen die Ausbildung in einer Krankenpflegeschule. Hier lernen die Novizinnen und Novizen mittlerweile auch unter professioneller Anleitung, wie mit Gefühlen wie Ekel und Scham umgegangen werden kann. Dies ist im Rahmen der Ausbildung eine jüngere Tendenz, welche sich seit den neunziger Jahren auch in Fachpublikationen der Pflegewissenschaften zeigt. Dem differenzierten Umgang mit Ekelgefühlen wird in der Ausbildung zunehmend Beachtung geschenkt. Dies ist keine Selbstverständlichkeit, denn noch bis in die 1970er Jahre befanden die diskursführenden Schwesternverbände in ihren Veröffentlichungen: „Die Schwester darf weder irgendwelche Zeichen von Ekel erkennen lassen, noch jemals in Gegenwart des Kranken eine Bemerkung [...] machen.“¹⁰ Zunehmend hat sich jedoch die Erkenntnis durchgesetzt, dass sich Ekelgefühle nicht völlig abtrainieren lassen, ein ständiges Überschreiten persönlicher Ekelgrenzen aggressives Verhalten gegenüber den Patienten/innen schüren kann¹¹ und zudem die Negierung des Ekelgefühls seitens des Personals mitunter ein Grund für die Entstehung eines „Burnout-Syndroms“ ist.¹² Daher kommt dem Begriff und der Praxis des Ekelmanagements eine zunehmend wichtigere Rolle in der Ausbildung zu.¹³

Auszubildende an der Universitätsklinik Innsbruck, wo ich einen Teil meiner Untersuchungen durchführte, lernen in theoretischen Schulungen zum Thema „Scham und Ekel“, solch „negative Gefühle“ im Team anzusprechen, individuelle Ekelgrenzen auszuloten und diese im Arbeitsalltag zu berücksichtigen.¹⁴ Genaues, kontrolliertes Arbeiten und eine Ekelreduktion durch „gute Pflege und Pflegepla-

8 Feldforschungstagebuch 1 Ekel und Pflege. Innsbruck und Pfaffenhofen, Oktober 2011 bis Dezember 2012. Gedächtnisprotokoll zu einem informellen Gespräch mit Pfleger M., geführt von Alexandra Hangl, 2.3.2012.

9 Vgl. Schäffler, Arne u.a. (Hg.): Pflege Heute. Lehrbuch und Atlas für Pflegeberufe. Stuttgart u.a. 1998, Covertext.

10 Overlander, Gabriele: Die Last des Mitfühlers. Aspekte der Gefühlsregulierung in sozialen Berufen am Beispiel der Krankenpflege. Frankfurt a.M. 1994, 86. Zit. n. Ringel, Dorothee: Ekel in der Pflege – eine „gewaltige“ Emotion. Frankfurt a.M. 2003. (2. Auflage, Orig. 2000), 30.

11 Vgl. Ringel 2003 (wie Anm. 10), 81-82.

12 Vgl. Tanski, Björn: Burnout in der stationären Altenpflege (= Apollon Schriftenreihe zur Gesundheitswirtschaft, 6). Bremen 2014, 77.

13 Vgl. Pernlochner-Kügler 2004 (wie Anm. 1), 261-265.

14 Vgl. Pernlochner-Kügler, Christine: Umgang mit Ekel- und Schamgefühlen bei der Arbeit mit Körpern. Unveröffentlichtes Schulungsmanuskript, Innsbruck 2010.

nung“ wird neben verschiedenen Schutzstrategien gelehrt, wie dem Einsatz von Schutzkleidung oder geruchshemmenden Mitteln. Zudem soll ein „technischer Blick“ den Fokus weg vom Ekelauslöser hin zur Pflorgetechnik führen und dadurch die Arbeit erleichtern. Neben diesen eher technisch-praktischen Zugängen spielt jedoch insbesondere der bewusste Umgang mit dem eigenen Gefühlserleben eine wichtige Rolle: Die angehenden Pflegekräfte sollen lernen, ihre eigenen Gefühle wahrzunehmen, zu ihnen zu stehen und sie auch im Team zu kommunizieren. In der Folge wird die Entlastung der Pflegenden durch den Einsatz von (schwarzem) Humor, die Aufteilung der Aufgaben im Team oder auch die Wichtigkeit der Beanspruchung von Auszeiten angeleitet.¹⁵ Das Idealbild der Schwester, „der es vor nichts graust“, wird zunehmend abgelöst vom Bild einer Pflegekraft mit eigenen Emotionen und Empfindlichkeiten, die durchaus auch je nach Tagesform variieren können. Eine professionelle und die eigene Gesundheit erhaltende Pflegearbeit gelingt den Pflegenden demnach gerade dann, wenn sie diese eigenen (Ekel-)Gefühle eben nicht leugnen oder unterdrücken, sondern sie im Gegenteil bewusst wahrnehmen, sich und anderen auch eingestehen und situativ sensibel damit umgehen.

Ekel, Ekel, wo bist du?

Pflegende müssen ekelauslösende Situationen in ihren Arbeitsalltag integrieren, um die für den Pflegeprozess notwendige Handlungsfähigkeit zu erhalten. Die eigentlich aufgrund der Schutzfunktion des Eekels erforderlichen Reaktionen wie Flucht vor dem auslösenden Reiz oder die sofortige Beseitigung desselben können während der Pflegehandlungen nur eingeschränkt erfolgen. Dies führt zur Ausbildung unterschiedlicher alternativer Handlungsstrategien, welche es dem Pflegenden erlauben, auf „Kotze, Kot, Schleim etc.“¹⁶ mit einer „professionellen Gelassenheit“¹⁷ zu reagieren. Auch wenn der Ekel im Kontakt mit den Patienten/innen, deren Ausscheidungen und Körpersekreten von außen betrachtet omnipräsent scheint, so reagieren Pflegepersonen in Befragungen dahingehend, dass sie das Thema marginalisieren und das eigene pflegerische Selbst als ziemlich ekelresistent beschreiben. Zugleich zeigt sich aber ein großes Interesse, über Ekel zu sprechen und Situationen anzuführen, „welche so ekelig waren, dass selbst die hartgesottensten Pfleger“¹⁸ starken Ekel empfanden. Auch können beinahe

15 Vgl. Pernlochner-Kügler 2004 (wie Anm. 1), 16-20.

16 Pernlochner-Kügler 2004 (wie Anm. 1), 269.

17 Vgl. ebd., 268-269.

18 Interview mit Pfleger M., geführt von Alexandra Hangl, Telfs, 5.5.2012.

alle Pfleger und Schwestern individuelle Ekelstimuli benennen, welche den Arbeitsalltag wesentlich bestimmen und das beschriebene ekelresistente Selbst in Frage stellen.¹⁹ Zur Veranschaulichung an dieser Stelle eine Bemerkung aus meiner persönlichen Erfahrung: In meiner persönlichen Ekelsozialisierung spielt die Tätigkeit des „Polypenfischens“ eine entscheidende Rolle. Auch wenn ich dies bis dato nur fünf Mal durchführen musste, ist diese Arbeit eine jener Grenzsituationen, in der sich all meine Ekelgefühle und spezifischen Erinnerungen spiegeln. Die Tätigkeit zielt darauf ab, bei einer Koloskopie entnommene Gewebeproben, meist abgetrennte kleine Darmpolypen, im Durchfallwasser des Patienten, der Patientin zu ertasten und für eine weitere histologische Untersuchung zu bergen. Eine Arbeit, die meist in den ruhigeren Nachtdienststunden geleistet wurde und sich insbesondere in meine haptisch, taktile Erinnerung als stärkster Ekelauslöser eingebrannt hat. Wenn ich in meinem gegenwärtigen Alltag Dinge von der Konsistenz jener Polypen berühre, sucht mich schlagartig jenes starke Ekelgefühl auf, welches ich bei der Tätigkeit selbst empfunden habe und welches ich in meiner eigenen Berufsrealität gerne nivelliere.

Die Diskrepanz zwischen Ekelmarginalisierung und Ekelrealität soll in den folgenden Ausführungen in empirischer Auseinandersetzung mit den pflegenden Akteur/innen selbst festgestellt und analysiert werden. Physiologische Veränderungen wie ein Zusammenziehen der Gaumen- und Rachenmuskulatur, eine spezifische Mimik, aber auch Veränderungen der Stimmlage weisen auf Ekel hin.²⁰ Derartige Äußerungen müssen in der Interaktion mit den zu Pflegenden entweder vermieden oder neu kontextualisiert werden, um deren Ursache, also den Umstand, dass sich die Pflegeperson ekelt, zu verbergen oder zu kaschieren, um den sich sowieso schon in einer defensiven Position befindlichen Patienten nicht zusätzlich bloßzustellen. Verhaltensstrategien zur Ekelreduktion finden sowohl auf physischer, als auch auf symbolischer Ebene statt und können empirisch in körperlichen Handlungen und verbalen Äußerungen nachgewiesen werden.

Empirische Zugänge zu einer teilweise tabuisierten Emotion

Der Anspruch der vorliegenden Studie ist es, einen empirischen Zugang zum Thema zu finden und damit den Akteuren/innen, ihren Wahrnehmungen und Gefühlen eine zentrale Rolle beizumessen. Auch wenn Ekelgefühle in der Arbeit

19 Verweise auf die eigene Ekelresistenz und auf das gleichzeitige Vorhandensein extremer Ekelsituationen fanden sich bei allen einführenden Gesprächen, welche ich zur „Selbstbeobachtung mittels Ekelstagebüchern“ geführt hatte. Vgl. Feldforschungstagebuch (wie Anm. 8).

20 Vgl. Ringel 2003 (wie Anm. 10), 15.

ständig präsent sind, werden diese im Arbeitsalltag der Institutionen kaum kommuniziert und häufig von Routinen überlagert, es erfolgt eine Tabuisierung des Ekels. Dadurch ist der empirische Zugang zunächst erschwert. Ein zweistufiger methodischer Aufbau sollte es dennoch ermöglichen, Ekel als diskursives Element in der Selbst- und Fremdwahrnehmung der Pflegepersonen zu beschreiben. Da ich selbst als Krankenschwester tätig bin, gelang es über informelle Gespräche, Pfleger und Schwestern für dieses Projekt als Beobachtungspartner/innen zu gewinnen. Sie sollten zu Beginn der Erhebungen zunächst persönliche Tagebücher über den alltäglichen Ekel im Stationsalltag führen. So sensibilisiert, konnten die sechs Pfleger und Schwestern ihre Alltagsroutinen durchbrechen, den dahinter liegenden Ekel erkennen und ihn folglich auch benennen. Die qualitativen Interviews mit diesen Personen, die ich dann nach einem Zeitraum von zirka acht Wochen führte, zeigen, dass dieser Ansatz geglückt ist. Die Gespräche verwiesen auf eine ständige Präsenz des Ekels im Arbeitsalltag und auf die zahlreichen Handlungsmuster, welche eingesetzt wurden, um den Ekel zu bewältigen. Neben diesen Interviews führte ich selbst ein Ekel-Forschungstagebuch. Hier notierte ich persönliche Erinnerungen, meine Erfahrungen als Krankenschwester, Gespräche im Bekanntenkreis und Erkenntnisse, welche ich im Sinne einer teilnehmenden Beobachtung auf verschiedenen Stationen der Universitätsklinik in Innsbruck sammeln konnte. Im Entstehungsprozess dieser Arbeit ergaben sich immer wieder Gespräche und Diskussionen mit Berufskollegen/innen, welche zeigten, dass das Ekelempfinden keine Konstante ist, sondern immer wieder neu interpretiert und eingeordnet wird.

Die Ergebnisse der Erhebungen gliederte ich in vier Themenkomplexe: An erster Stelle steht das Selbstbild der Pfleger und Schwestern, dabei insbesondere die Frage, was einen „guten“ Pfleger, eine „gute“ Schwester ausmache und wie jene Kollegen/innen gesehen werden, welche nicht den jeweils eigenen Vorstellungen entsprechen. Den zweiten Themenbereich stellt die individuelle Ekelabwehr auf physischer und symbolischer Ebene dar, aber auch die Annahme des Ekels und dessen Akzeptanz als wesentlicher Faktor des pflegerischen Alltags. Es geht also um Fragen der persönlichen Bewertung. Dem Thema Sprache gilt der dritte Punkt, da Sprache ein zentrales Arbeitsinstrument der Pflegenden ist. Kommunikation erfolgt mit den Patienten/innen, über die Patienten/innen und unter den Kollegen/innen, aber auch im privaten Bereich. Den Pflegern/innen steht nicht nur eine Fachsprache zur Verfügung, sie können sich auch ihrer Umgangssprache bedienen, um ihr „Grausen“ in Worte zu fassen. Wann und wie über Ekel gesprochen oder wann lieber geschwiegen wird, soll in diesem Abschnitt behandelt werden. Der vierte Bereich betrifft die räumliche Dimension, es geht um „Vorderbühnen und Hinterbühnen“ des Ekels und damit um den komple-

den Prozess seiner Sichtbarwerdung in Abhängigkeit von dem Ort seiner Zurschaustellung.²¹ Schwestern und Pfleger spielen auf den verschiedenen Bühnen der Kliniken unterschiedliche Rollen. Schlüpfen sie in ihre Arbeitskleidung, so nehmen sie die Rolle des „guten Pflegers“ beziehungsweise der „guten Schwester“ an. Die Patienten/innen spielen mit, beobachten und bewerten das „Schauspiel“ des Pflegepersonals und fügen sich in das Spiel ein, wenn sie an der Reihe sind. Die szenischen Metaphern Goffmans dienen als Werkzeug, um die verschiedenen Orte des Ekels, seine Abhängigkeit vom jeweiligen Publikum und die Ambivalenz der Emotion darzustellen.

„Mich ekelst ja fast nichts“ – zum vermeintlich ekelfreien Selbstbild von Schwestern und Pflegern

Im Stationsalltag schließen sich Pflegende zu einem spezifischen, in diesem Fall ekelkompetenten, Ensemble zusammen. Goffman verwendet den Begriff des Ensembles für „jede Gruppe von Individuen [...], die gemeinsam eine Rolle aufbauen“.²² Die Mitglieder arbeiten eng zusammen, wenn es darum geht, „eine gegebene Situationsbestimmung“ aufrecht zu erhalten und die Gruppe festigt sich durch „eine Reihe von Interaktionen, in denen es um die relevante Definition der Situation geht“.²³ In unserem Fall handelt es sich um die Situation der Konfrontation mit einem Ekelreiz und es geht darum, dem Umfeld, also den Patienten/innen und Kollegen/innen, zu vermitteln, dass man an derartige Situationen gewöhnt sei und die Ekelgefühle entweder aushalten oder unterdrücken könne, man also weiter handlungsfähig sei.

Die Ambivalenz zwischen Ekelrealität und Ekelmarginalisierung in der Darstellung des pflegerischen Selbst wurde bereits eingangs angesprochen. Entgegen aller Professionalisierung, Verwissenschaftlichung und allgemeinen Aufwertung des Berufsstandes, welche dieser in den letzten Jahren erfahren hat, wissen die Schwestern und Pfleger in ihrer täglichen Arbeit um dieses Spannungsverhältnis:

21 Der Soziologe Erving Goffman hat diese Metaphern geprägt; er blickt auf den Alltag wie auf eine Bühne, Rollen werden bestimmt, Ensembles beschrieben und Inszenierungen dargestellt: „Man erwartet [...] von jedem Teilnehmer, daß er seine unmittelbaren tieferen Gefühle unterdrückt und einen Aspekt der Situation ausdrückt, den seiner Ansicht nach die anderen wenigstens vorübergehend akzeptieren können. Diese oberflächliche Übereinstimmung, die den Anstrich von Einigkeit hat, wird ohne Schwierigkeiten aufrechterhalten, wenn jeder seine eigenen Bedürfnisse hinter der Verteidigung von Werten verbirgt, denen sich alle Anwesenden verpflichtet fühlen.“ Goffman, 1969 (wie Anm. 3), 13.

22 Goffman, 1969 (wie Anm. 3), 75.

23 Ebd., 69.

„Sie würden natürlich gerne flüchten, sie dürfen es aber nicht. Im Gegenteil – sie sind dazu da, das Ekeleregende zu beseitigen.“²⁴ Und sie sehen: „In dem Job darf man sich für nichts zu schade sein.“²⁵ Alle Interviewpartner/innen brachten in den Gesprächen ihr persönliches Ekelempfinden zum Ausdruck und konnten auch individuelle Ekelgrenzen darstellen, beschrieben diese aber im Arbeitsprozess als wenig belastend und machten eine professionelle Gewöhnung geltend. Eine gängige Grundannahme lautet: „Jeder kann die Arbeit machen, man muss sich nur daran gewöhnen und am Anfang ein bisschen überwinden.“²⁶ In den Erhebungen zeigt sich, dass sich Pflegende mit den abverlangten Arbeiten arrangieren und den eigenen, mitunter auch belastenden, Prozess der Ekelsozialisation als vorübergehende Phase des Anfangs beschreiben:

„Ich glaube nicht, dass das Ekelgefühl eine Konstante ist, ich glaube, dass man das Gefühl eine Zeit lang kompensiert und aber irgendwann nicht mehr kompensieren muss, weil der Einfluss des Ekels nicht mehr stark genug ist. Es wird immer Situationen geben, wo das Professionelle nicht funktioniert, aber im Rahmen der normalen Pflege erreicht man irgendwann einen Punkt, wo einen das nicht mehr belastet, wo man nichts kompensieren muss.“²⁷

Was passiert aber, wenn dieser Punkt der Akzeptanz des Ekels nicht eintritt und Pflegende, wie es ja im Sinne eines guten Ekelmanagements empfohlen wird, ekelhafte Arbeiten delegieren und auf die Einhaltung eigener Grenzen bestehen? Sozialität hat in der Krankenpflege nicht nur gegenüber den Patienten/innen, sondern auch gegenüber den Kollegen/innen einen hohen Stellenwert. So stellen die Interviewten die jeweiligen Teams als solidarisch, tolerant und hilfsbereit dar. „Zartbesaiteten“ Pflegenden wird Unterstützung gewährt und es wird hervorgehoben, dass diese in „anderen Sachen sehr gut“ seien und ein Eingeständnis eigener Überforderung auch ein „Zeichen von Größe“ sei. Interviewte, welche sich im Stationsalltag nicht mit „solchen Kollegen“ konfrontiert sehen, schließen eine Unterstützung „auf Dauer“ jedoch aus. „Denn“, so ein Pfleger, „mich würde es schon ärgern, wenn ich immer die Drecksarbeit eines anderen machen müsste.“²⁸ Und auch eine Schwester, deren Kollegin große Probleme mit dem Absaugen²⁹

24 Pernlochner-Kügler, Christine: Ekel in der Pflege. Über den gesunden Umgang mit ungesunden Substanzen und einem negativen Gefühl, (Skript integra Messe 2004), 6. Online unter: <http://www.integra.at/files/Pernlochner.pdf>. (Stand: 10.3.2015), 6.

25 Interview mit Pfleger P. (wie Anm. 7).

26 Ebd.

27 Ebd.

28 Interview mit Pfleger M. (wie Anm.18).

29 Absaugen meint hier die Entfernung von Trachealschleim aus dem Atemtrakt mittels eines Saug-

von Patienten/innen hat, der diese Arbeit regelmäßig von Teamkollegen/innen abgenommen wird, meint:

„Wenn du dich in deinem Beruf sehr ekelst, dann bist du falsch. Am Anfang ist das legitim als Schüler oder noch als junge Schwester, aber wenn ich mich nach zwei, drei Jahren noch ständig ekle, dann bin ich falsch. Einige Kollegen sind falsch im Beruf.“³⁰

Die Schwestern und Pfleger gestehen Schülern/innen und Neulingen Ekel zu. Alle erinnern sich noch gut an ihre eigene Anfangszeit und daran, wie „schlimm Arbeiten wie das Einsammeln der Harnsäcke waren“. Dies sind jedoch Aufgaben, die sie heute ohne irgendein Zeichen des Unwohlseins ausführen. In der Erinnerung seien es insbesondere die „grausigen Sachen“, welche sie als Schüler/innen erledigen „mussten“, die sie geprägt, und die Entscheidung bestimmt haben, auf einer bestimmten Station zu arbeiten. Gelockerte hierarchische Strukturen scheinen einen Wandel in der Beziehung zwischen Pflegenden und Auszubildenden bewirkt zu haben, es wird betont, dass sich in der Ausbildung viel verändert habe und ein völlig neuer Schülerstatus entstanden sei:

„Wir sind als Schüler viel geschickt worden, zum Putzen und so. Aber das mache ich nicht.“³¹

„Ich hab mir früher immer gedacht, da muss man durch und das gar nicht hinterfragt. Zu unseren Zeiten war der Schüler noch schüchtern und hat sich viel sagen lassen, das hat sich schon geändert. Ich mache mir meine Arbeiten immer selber.“³²

„Ich hab als Schüler alles automatisch gemacht, damit ich dann halt fleißig wirke. Wenn ich geglaubt habe, das erwartet man jetzt von mir, dann bin ich gegangen. Weil es auch erwünscht ist.“³³

Die Formulierung „weil es auch erwünscht ist“ verrät viel über den Druck, der von mehr oder weniger ausgesprochenen Regeln und Erwartungshaltungen innerhalb einer hierarchischen Struktur ausgeht oder früher ausgegangen ist. Auch wenn sich das diplomierte Personal jetzt nicht mehr den Ausbildungsprinzipien einer „alten strengen Schule“ bedient: „durch muss jeder“. Allein schon übliche Arbeitsteilungen, wie die, dass die Schüler/innen auf vielen Stationen morgens als

katheters.

30 Interview mit Schwester V. (wie Anm. 6).

31 Interview mit Pfleger P. (wie Anm. 7).

32 Interview mit Schwester V. (wie Anm. 6).

33 Interview mit Schwester S., geführt von Alexandra Hangl, Innsbruck, 4.11.2011.

erste durch die Zimmer gehen um beispielsweise den Blutdruck zu messen, und damit gewissermaßen als Vorhut die etwaigen Hinterlassenschaften der Nacht in den Patientenzimmern aufklären und vorfinden, erzwingen geradezu Situationen der Konfrontation mit Ekelstimuli. Auch herrscht eine stumme Einigkeit darüber, dass Schüler/innen, aber auch Pflegehelfer/innen „von sich aus“ Reinigungsarbeiten übernehmen. Demgegenüber geben Auszubildende, „die auf eine Aufforderung warten“, ein „schlechtes Bild“ ab.³⁴

Somit erfüllt die systematische Konfrontation mit Ekel in hierarchischen Strukturen auch distinktive Funktionen, ein zumindest temporäres Aussetzen dieser Reglements wird somit zu einer starken, bedeutungstragenden Botschaft: Ein „bleib nur sitzen, ich mach das schon“ oder eine Stationschwester, die demonstrativ den Ausgussraum säubert und die Schmutzwäsche versorgt, signalisiert damit: „Ich bin Teil des Ganzen“ und stärkt dadurch das Team. Die Formen des Umgangs mit ekelbehafteten Materialien können aber auch unterschiedliche Ekelsozialisierungen und daraus resultierende Grenzen innerhalb des Teams aufzeigen. So sind es häufig ältere Pflegenden, welche auf Schutzmaterial wie Handschuhe und Schürzen verzichten oder jüngere Kollegen/innen zur Sparsamkeit ermahnen, wenn sich diese in ihren Augen sinnlos oder übertrieben aufwändig schützen. Ekel und ekelbehaftete Situationen werden im Klinikalltag also auch dahingehend funktionalisiert, die Gemeinschaft der Pflegenden zu strukturieren.

Auch wenn die relative Ekelresistenz der Pfleger und Schwestern zum guten Ton in der Krankenpflege gehört, gibt dieser Umstand Anlass zur Reflexion. Einzelnen Befragten ist es wichtig zu betonen, dass ihr gelegentlich recht legerer und routinierter Umgang nicht auf eine mangelnde persönliche Hygiene oder die Missachtung gesellschaftlicher Normen schließen lassen soll. So erzählt ein Pfleger:

„Ich hab letztens eine Banane gegessen und die Kollegin hat mir zur Beurteilung im Gang eine Schüssel mit Meläna [altblutigem, schwarzen Stuhl] gezeigt. Ich schau mir das an und esse dabei die Banane und dann hab ich mir gedacht, hoffentlich hat das jetzt niemand mitbekommen, wie ich mich über die Schüssel beuge und dabei esse.“³⁵

Für diese erlebte „Robustheit“ im Umgang mit Ekelstimuli spielen Ort und Situation eine wichtige Rolle. Hier kann es auch zu Unsicherheiten kommen, etwa bei Vermischung oder Überlagerung unterschiedlicher Codizes. So isst der zitierte Pfleger auf dem Stationsgang, einem Ort, an dem auch Pflegeverrichtungen stattfinden, obwohl eigentlich auf einer „Hinterbühne“, nämlich in der Küche

³⁴ Ebd.

³⁵ Interview mit Pfleger M. (wie Anm. 18).

gegessen werden sollte. Solche Situationen können wie im zitierten Beispiel zu Irritationen der eigenen Souveränität und Verhaltensunsicherheiten führen. Auch berichten Schwestern und Pfleger, dass sie sich in ekelbehafteten Situationen, die im Privaten passieren, unwohler fühlen und sie sich ganz allgemein schneller ekeln als in dienstlichen Zusammenhängen. Ihre Dienstkleidung und ihre erwünschte Rolle lassen die Pflegenden professioneller agieren und die jeweiligen, an sie gestellten Erwartungen erfüllen. Die Rolle gibt ihr Sicherheit, wie eine Interviewpartnerin ausführt: „Mir hilft die Rolle bei der Arbeit schon ziemlich, weil ich weiß genau, was die anderen von mir erwarten und von mir halten und das mach ich dann. Dann graust es mich auch vor gar nichts.“³⁶ Im Krankenhaus wirkt nicht nur die Dienstkleidung identitätsbildend und ekelhemmend, es steht auch eine sachkulturelle Ausstattung zur Ekelabwehr zur Verfügung: abwischbare Flächen, Desinfektionsmittel, Abwurfbehälter, Raumsprays und auch individuelle Strategien der Pflegenden erleichtern den Arbeitsalltag.

Ekelabwehr auf symbolischer und physischer Ebene

Neben den augenscheinlichen Abwehr- und Schutzhandlungen, welche eingangs unter dem Begriff Ekelmanagement angeführt wurden, möchte ich im folgenden Teil insbesondere auf individuelle Teilaspekte der Ekelabwehr Bezug nehmen, welche sich für die interviewten Pflegenden als lohnende Verhaltensstrategien bewährt haben, jedoch häufig nicht primär als Ekelabwehr erkannt werden.

Handschuhe sind sicherlich jene Schutzmaßnahme, derer sich die Pflegenden am häufigsten bedienen. Eine Schwester meint: „Es sind die Handschuhe. Mit Handschuhen ist mir alles wurscht. Wenn ich Handschuhe an habe, bin ich zufrieden und souverän.“³⁷ Handschuhe sind auch Hilfsmittel, welche in diskursiven Prozessen mit Meinungen und Haltungen der Pflegenden verknüpft sind. So erhalten die Pfleger und Schwestern in Innsbruck seit einiger Zeit „neue Handschuhe von einer minderen Qualität“ mit der Folge, dass diese oft bei der Arbeit reißen und somit Stuhl, Blut oder andere Sekrete unmittelbar und unerwartet auf den eigenen Körper treffen. Dies sind Situationen, welche bei allen Pflegenden ein starkes Ekelgefühl hervorrufen, das als „viel schlimmer“ empfunden wird, als wenn die Pflegehandlung von vornherein ohne Handschuhe durchgeführt worden wäre. Einhellige Meinung ist, dass die Krankenhausführung an solchen Punkten nicht sparen dürfe. Auch wenn eine Schmutz- und Infektionszulage einen finanziellen Ausgleich zu den Ekelerlebnissen bieten soll, so sehen die Pflegenden doch

³⁶ Interview mit Pfleger P. (wie Anm. 7).

³⁷ Interview mit Schwester V. (wie Anm. 6).

ein gutes Equipment und die Möglichkeit, individuell darüber zu entscheiden, wann dieses wie eingesetzt wird, als eine ihrer wichtigsten Arbeitsgrundlagen an: „Da denke ich mir: Das steht mir ja zu. Ich habe ja das Recht, mich zu schützen und muss mich ja nicht völlig aufgeben für den Patienten. Deshalb habe ich auch das Recht, mir Handschuhe und einen Kittel anzuziehen!“³⁸



Abb. 1: Pfleger in Schutzkleidung

Es gibt in diesem Zusammenhang auch ein intergenerationelles Spannungsverhältnis, denn ein sich veränderndes Pflegeverständnis wird bisweilen als Angriff auf die eigenen, seit langer Zeit praktizierten und als grundlegend angesehenen Schutzmaßnahmen interpretiert. Die unterschiedlichen Ansichten zwischen langgedientem und jüngerem Personal wurden bereits angesprochen. Aktuell zeichnet sich eine erneute Veränderung im Bereich der Grundpflege ab. Die Schüler/innen transportieren und kommunizieren diese Veränderung und stoßen, wie im folgenden Fall, auf Unverständnis und Abwehr auf den Stationen. Sichtlich entrüstet berichtet eine Schwester: „Die Schüler lernen jetzt, dass man beim Waschen nur für den Intimbereich Handschuhe anziehen soll. Das würden wir nie mitmachen, wir haben das anders gelernt und wir wollen die Barriere.“³⁹ Beobachtungen zeigen, dass zahlreiche Schwestern und Pfleger in der Grundpflege gänzlich auf Handschuhe verzichten. Auch jene wollen aber selbst frei entscheiden können, welche Schutzmaßnahmen sie wann für angemessen halten.

³⁸ Interview mit Schwester V. (wie Anm. 6).

³⁹ Interview mit Schwester S. (wie Anm. 33).

Von außen kommende Anweisungen oder Zurechtweisungen werden als Angriff auf die eigene Person wahrgenommen und werden folglich mit starker Kritik beantwortet. So entscheiden viele Pflegende situationsabhängig, welche Schutzstandards sie anwenden.

Es zeigt sich, dass Patienten/innen, welche sich schon länger auf einer Station befinden und von derselben Pflegeperson versorgt werden, in ekelsensiblen Situationen als weniger widerlich empfunden werden als Neuzugänge. Eine Schwester erzählt: „Wichtig ist auch, dass ich die Patienten versorgt habe. Mich graust es mehr, wenn jemand von einer anderen Station kommt und ich weiß nicht, ob der gewaschen ist oder nicht.“⁴⁰ Bei der Übernahme eines Neuzugangs von einer anderen Station wird genau auf dessen Erscheinungsbild geachtet. Ekelauslöser wie ungewaschenes Haar, verschmutzte Bettwäsche oder ungepflegte Zehennägel werden weitaus strenger beurteilt als bei den „eigenen“ Patienten/innen und es werden dann auch Rückschlüsse auf „die Anderen“ (die Pflegekräfte auf anderen Stationen) und deren Pflegeverständnis gezogen. Hier zeigt sich eine strukturierende, ordnende Funktion im Zusammenhang mit Ekelempfindungen, die Etablierung einer Unterscheidung zwischen fremd und eigen entlang emotionaler Reaktionen. Am sichersten fühlen sich jene, welche die alleinige Kontrolle über das komplette Geschehen haben, so erzählt eine Kollegin aus dem intensivmedizinischen Bereich: „Also ich graus‘ mich selten, ich mach ja alles alleine bei meinem Patienten und weiß genau, wo etwas grausig sein könnte und wo nicht. Und wenn es grausig ist, bin ich meist selber schuld.“⁴¹

Auch die persönliche Sympathie des Personals gegenüber den Patienten/innen spielt im Pflegeprozess eine große Rolle. Sympathie lässt uns die Gefühle und Affekte des Gegenübers intensiver miterleben. So scheint es, dass ein besonderes Näheverhältnis und die Möglichkeit „mitzufühlen“ zu einer höheren Ekelakzeptanz führt.⁴² Dementsprechend können aber Patienten/innen, welche als unsympathisch empfunden werden, schon durch ihre Berührung oder die Art, wie sie sprechen starke Ekelempfindungen auslösen. Eine Schwester meinte: „Also manche brauchen nur den Mund aufzumachen und mich graust’s schon vor denen. Insbesondere, wenn man mitbekommt, dass die Rassisten sind oder gewalttätige

40 Interview mit Schwester S. (wie Anm. 33).

41 Gedächtnisprotokoll Intensivschwester S., informelles Gespräch, geführt am 1.4.2012 (wie Anm. 8).

42 Insbesondere in der Schüler/innenbegleitung (ich bin als Mentorin tätig) zeigt sich in den Beurteilungsgesprächen, dass ein auf Sympathie beruhendes Näheverhältnis bei erfolgreichem Beziehungsaufbau Ekelgefühle reduziert, wohingegen Klienten/innen, zu denen kein positiver Beziehungsaufbau erfolgte, wesentlich strenger beurteilt werden und die Arbeit mit Ekelstimuli als belastender empfunden wird. Vgl. Feldforschungstagebuch 2 Ekel und Pflege. Innsbruck, Pfaffenhofen und Telfs, Jänner 2013 bis Jänner 2015.

Typen“.⁴³ Hier zeigt sich, dass eine generelle professionelle Gleichsetzung aller zu Pflegenden nicht gelingen kann, auch wenn eine solche generalisierte „Liebe am Menschen“ als ein Mittel zur Überwindung des Ekels in der Pflege gesehen werden mag.⁴⁴

Die Pflegenden versuchen auch die Patienten/innen ihren persönlichen Idealen anzugleichen und setzen häufig eigene kosmetische und hygienische Maßnahmen durch, um ein ekelneutrales Gegenüber herzustellen. So versuchen Pflegende gute Pflege zu leisten, indem sie die Klienten/innen täglich duschen oder zumindest eine Ganzkörperwäsche durchführen. Gefangen in der eigenen Sozialisierung wird das tägliche Waschen mit dem richtigen Maß an Hygiene gleichgesetzt. Vergessen wird dabei häufig, dass etwa bei älteren Patienten/innen in deren Hygieneverständnis ein Washtag pro Woche genügen würde.

Ein heimlicher Begleiter des Ekels ist die Lust. So kommt es beispielsweise bei schwierig zu versorgenden, nekrotisierenden Wunden vor, dass die Wundversorgung als lustvolle Tätigkeit empfunden wird. Der technische Blick der Pflegenden zentriert sich auf das Arbeitsfeld. Die Arbeit verlangt eine hohe Konzentration, da die rasche Beseitigung der ekelhaften Beläge und der begleitenden Gerüche nicht möglich ist. Die Reinigung von abgestorbenem Gewebe und Wundsekreten ist mühsam, führt aber zu Erfolgserlebnissen. Eine meditative Komponente wird ebenso beschrieben wie das Bewusstsein, eine „besondere Arbeit“ zu leisten. Zu Ekel und Lust mischt sich in solchen Situationen auch das Gefühl von Macht: „Ich mache solche Arbeiten gerne. Irgendwie ist der Patient ausgeliefert und es ist auch die Besonderheit der Situation, das Anomale, in einem Menschen herumzuwühlen.“⁴⁵

Kann der Ekel nicht abgewehrt oder umgedeutet werden, so greifen Schwestern und Pfleger gerne auf die reinigende Funktion der Sprache zurück. Besonders bei den Dienstübergaben, aber auch in den Rückzugsorten, den Hinterbühnen, wie Stationszimmer oder Küche, verwenden die Pflegenden mitunter „Ausdrücke, die keinen Bezug zur Erkrankung haben und die ganze Sache ins Lächerliche ziehen.“⁴⁶ Ein Pfleger reflektiert: „Ich weiß nicht, warum man das macht. Vielleicht ist das ins Lächerliche ziehen und Entwerten auch wiederum eine Schutzfunktion, da die Leute [Arbeitskollegen/innen] überfordert sind.“⁴⁷ Scherzen und Lachen entspannt und hat insbesondere nach der ekelbehafteten Situation einen

43 Gedächtnisprotokoll Schwester A. informelles Gespräch, geführt am 11.5.2014 (wie Anm. 42).

44 Vgl. Pernlochner-Kügler 2004 (wie Anm. 1), 149. Hier möchte ich insbesondere auf die Ausführung der Autorin verweisen, dass Unmenschliches verlangt werden würde, wenn der Ratschlag, mit Ekel umzugehen, darin bestehe, zu versuchen „alle Menschen zu lieben“.

45 Interview mit Pfleger R. geführt von Alexandra Hangl, Innsbruck, 4.1.2012.

46 Interview mit Pfleger P. (wie Anm. 7).

47 Ebd.

therapeutischen Effekt, eine mögliche Entwürdigung des/der Patienten/in wird dabei in Kauf genommen.⁴⁸

Sprechen über Ekel – vom in den Mund nehmen

Goffman hat herausgearbeitet, dass auf den „Hinterbühnen“ eine spezifische Sprache üblich ist, die mit Unflätigkeit und Vulgaritäten nicht geizt und auf diese Weise für die Beteiligten Entlastungsfunktionen übernehmen kann. Sie steht im Kontrast zur Vorderbühnensprache und stärkt das Ensemble auf eine spezifische Weise.⁴⁹

Begleitet man Ärzte/innen, Pfleger und Schwestern im Rahmen einer Visite durch die zur Vorderbühne gehörigen Patientenzimmer, zeigt sich die Vielzahl an emotional neutralen, meist medizinischen Termini, die es erlauben, Ekelhaftes in Worte zu fassen. Der Patient habe drei Nierentassen gallig erbrochen, seröses Sekret habe sich entleert oder ein Verweis auf einen „geklebten Fäkalkollektor“ lassen den dahinterstehenden Arbeitsaufwand und die enthaltenen Ekelkomponenten zwar erahnen, doch im Vordergrund steht eine sachliche und technische Sprache. Eine ganz andere Situation ist es hingegen, wenn sich das Pflegepersonal in der Frühstückspause oder auch in der Übergabesituation zwischen den unterschiedlichen Diensten über die Vorkommnisse unterhält. Oftmals wird hier auf den korrekten medizinischen Begriff verzichtet und auf die Alltagssprache zurückgegriffen. Häufig wird auf den Hinterbühnen, wie auch Goffman bemerkt, eine Vulgärsprache benutzt. So bekennt eine Interviewpartnerin: „Grad bei Durchfall redet man schon tiefer, dass man sagt: ‚Der hat jetzt alles vollgeschissen.‘ Ich wüsste dann aber gar nicht, wie ich das schöner sagen sollte, ich sage nicht, der hat das ganze Bett vollgestuhlt, das sage ich nicht.“⁵⁰ Solche Sprechweisen werden insbesondere dann verwendet, wenn sich das Ensemble unbeobachtet fühlt. Sind neue Schüler/innen anwesend – oder stationsfremdes Personal –, orientiert sich das Vokabular eher an der Hochsprache. Doch es gibt auch Schwestern und Pfleger, die klar Position gegen solche als entwürdigend empfundene Sprechweisen beziehen. Derartige Interventionsversuche sind meist nicht erfolgreich und werden als „vergebliche Bemühungen“ beschrieben. Die Übergabesituation schafft aber auch einen Raum für die teaminterne Kommunikation und ist ein Forum zur Anerkennung erbrachter Leistungen, selbst wenn diese Anerkennung in der Praxis dann auch oft ausbleibt:

48 Vgl. Ringel 2003 (wie Anm. 10), 42 und 44.

49 Vgl. Goffman 1969 (wie Anm. 3), 118-119, 156-160.

50 Interview mit Schwester S. (wie Anm. 33).

V: „Ich finde, dass das einem auch zusteht, wenn ich einen Patienten bekomme, der sich von oben bis unten übergeben hat, im eigenen Stuhl liegt und dazu noch uriniert hat und dazu noch Blut im Mund hat, dann steht es mir zu zu sagen, schaut her, was ich heute geleistet habe. Ich erwarte mit, dass die das anerkennen und ich finde das auch wichtig, dass wir uns gegenseitig stärken und bestärken.“

A.: „Erfolgt die Anerkennung?“

V.: „Kommt drauf an, wer da ist. Nicht bei allen.“

P.: „Nicht wirklich. Eigentlich hält man einen Monolog für sein eigenes Selbstwertgefühl. Wenn mir wer erzählt, was er alles gemacht hat, dann denk ich mir nur, ja fein, muss es ich nicht mehr machen, aber wahnsinnig anerkennen tu ich das auch nicht. Wenn ich gut aufgelegt bin, sag ich danke.“⁵¹

Neben dem verbalen Bericht müssen alle pflegerischen Tätigkeiten auch in einer schriftlichen Pflegedokumentation festgehalten werden. Seit einigen Jahren findet diese Dokumentation auch auf elektronischer Basis statt. Die Möglichkeit, frei zu formulieren, ist hier begrenzt, wodurch Schwestern und Pfleger weniger Raum haben, ekelbehaftete Situationen und den damit verbundenen höheren, auch emotionalen, Arbeitsaufwand festzuhalten. Im handschriftlichen Verfahren wurden ekelhafte Tätigkeiten gerne bildlich beschrieben und mit zahlreichen Attributen ausgeschmückt. Inwiefern das Pflegepersonal die elektronische Dokumentation dazu nutzt, um emotive subjektive Eindrücke festzuhalten, konnte im Rahmen meiner Recherche nicht eruiert werden. Auf der Ebene des mündlichen Berichts zeigt sich, dass weniger das Ekelgefühl, sondern der in der betreffenden Situation zu bewältigende Arbeitsaufwand kommuniziert wird. Die empfundene Widerlichkeit der Situation wird somit nur indirekt und subtil vermittelt.

Im direkten Kontakt mit den Patienten/innen gestalten sich die Gesprächssituationen weitaus schwieriger und werden individuell unterschiedlich gehandhabt. Manche Patienten/innen sprechen offen über den von ihnen verursachten Ekel. Daraufhin erfolgt zumeist eine Abschwächung durch das Pflegepersonal: Alles sei gar nicht so schlimm, ganz normal und schließlich sei man das alles ja gewöhnt. Performativ stellen sich Patienten/innen und Pflegepersonal als Team dar, Tätigkeiten werden gerne unter Verwendung des Personalpronomens *wir* angekündigt und durchgeführt. Dadurch soll eine größere Nähe zwischen den Ekelproduzenten/innen und dem um Bewältigung oder Elimination bemühten Pflegepersonal hergestellt werden und diese sprachlich aufgerufene Nähe scheint auch die Annahme der Situation für alle Beteiligten zu erleichtern. Wenn zwischen Personal und Patienten/innen eine solche Nähe nicht hergestellt werden kann,

51 Gespräch zwischen Pfleger P., Schwester V. und mir (A.). Diese Diskussion wurde nach den Interviews, am 17.10.2011 in Innsbruck aufgezeichnet.

dann neigen die Akteure/innen dazu, ein völlig anderes Thema aufzugreifen und von der Situation abzulenken. In diesen Fällen wird häufig über die Patienten/innen hinweg mit anderen Pflegepersonen gesprochen oder es werden neutrale Themen aufgegriffen, die Situation wird überspielt.

Vorderbühnen und Hinterbühnen – Orte des Ekels

Die alltägliche Arbeit der Schwestern und Pflegern ist dadurch gekennzeichnet, dass sie sich in unterschiedlichen Räumen und Konstellationen oder, um bei Goffmans Metaphorik zu bleiben, auf unterschiedlichen Bühnen abspielt. Schon von Patientenzimmer zu Patientenzimmer ist das Publikum ein anderes und entstammt oft unterschiedlichen sozialen Milieus. Wechselnde Hierarchien zwischen diplomiertem Pflegepersonal, Pflegehelfern/innen und Ärzten/innen verlangen den Akteuren/innen Flexibilität, ein hohes Maß an situativer Anpassungsfähigkeit und ein gewisses schauspielerisches Talent ab. Dienstzimmer, Arbeitsräume, Küche mit Aufenthaltsraum (welcher meist auch zur Dienstübergabe genutzt wird), Patientenzimmer, Gang und Ausgussraum sind die zentralen Orte, an denen sich nicht nur die Rollenwahrnehmung der Pflegenden, sondern auch die Macht und Funktion des Ekels immer wieder unterschiedlich darstellt. Die meisten der Örtlichkeiten können als Zwischenräume oder Orte des Durch- und Übergangs beschrieben werden, denn die Nutzung und funktionale Zuordnung ist weder streng geregelt noch beliebig: Es findet ein ständiger Wechsel zwischen öffentlicher und privater Sphäre, zwischen Vorderbühne und Hinterbühne statt. Das Patientenzimmer als „Vorderbühne“ und der Ausgussraum als „Hinterbühne“ werden nun exemplarisch beschreiben, um die ekelbezogenen Routinen des Pflegepersonals innerhalb der bestehenden Situations- und Rollendynamik darzustellen.

Die Vorderbühne: das Patientenzimmer

Das Patientenzimmer ist wohl jener Raum, der den Mittelpunkt pflegerischer Praxis und Inszenierung bildet. Nicht nur Pflegenden und Patienten/innen treffen hier aufeinander, auch können jederzeit anderes Pflegepersonal, die Reinigungskräfte, Ärzte/innen, aber auch Besucher/innen die Szene betreten. Die Kontrolle über das Bühnenbild verleiht ein Gefühl der Sicherheit,⁵² und so sind Pflegenden angehalten, Handlungen bestmöglich vorzubereiten und alle benötigten Dinge bereitzustellen. Es gilt, ekelbehaftete Gegenstände wie Leibstühle, volle Spucknapfe oder gefüllte Harnflaschen aus dem Patientenzimmer zu entfernen oder,

⁵² Vgl. Goffman 1969 (wie Anm. 3), 88.

wenn dies nicht möglich ist, die Gegenstände zumindest mit Tüchern oder ähnlichem abzudecken. Schlechten Gerüchen werden Aromaölpuffer oder Raumsprays entgegengesetzt, denn „die Patienten sollen ja glauben, dass sie in einem sauberen, hygienischen Umfeld sind.“⁵³ Hygienische und aseptische Praktiken werden gegen die Begleiterscheinungen von Krankheit und Siechtum eingesetzt, Schwestern und Pfleger versuchen durch professionelle, aber auch manche inszenierte Handlungen den Eindruck eines sauberen, ekelfreien Umfeldes herzustellen. Ein solch aktives Handeln beeinflusst auch die eigene Ekelwahrnehmung des Personals und dämpft Ekelempfindungen.

Da es nur wenige Einzelzimmer gibt, gilt es, vor und bei Pflegehandlungen die Intimsphäre der Patienten/innen zu wahren und diese bestmöglich vor den Blicken der Mitpatienten/innen und etwaiger Besucher/innen zu schützen. Schutzmaßnahmen wie Paravents oder ausziehbare Vorhänge wahren nicht nur die Intimsphäre des Pflegebedürftigen, sie können auch den pflegerischen Umgang mit Ekelstimuli erleichtern. Geschützt vor den Blicken der anderen kann von den Patienten/innen unbemerkt eine ekelspezifische mimische oder gestische Reaktion erfolgen. So zeigen meine Beobachtungen, dass, wenn zwei Pflegepersonen Patienten/innen von Stuhlgang reinigen, oft der/die Aktive sich mit neutralem, technischem Blick dem Geschehen nähert, während der/die andere, vom Patienten bzw. der Patientin ungesehen, den Kopf abwendet. Gerade im Umgang mit Sekreten und Ausscheidungen wird auf ein umfangreiches Equipment Wert gelegt. Nach dem Motto „aus den Augen, aus dem Sinn“ sind Abwurfbeutel wichtige Requisiten der Pflegenden, welche meist großzügig in den Patientenzimmern angebracht werden. Auch bereitet sich das Personal vor dem Patientenzimmer auf seinen Auftritt vor. Die Pflegenden halten meist kurz inne, atmen tief ein und betreten erst dann die Vorderbühne.

Hier, vor den Augen der anderen, gilt es, möglichst souverän und effizient zu arbeiten und Widerlichkeiten wie Erbrochenes oder Stuhlgang auf schnellstem Weg zur Entsorgung auf die Hinterbühne, in den Ausgussraum, zu bringen.

Die Hinterbühne: der Ausgussraum

In diesem septischen Raum befinden sich die Entsorgungsbehälter, die Schüsselspüle, Becken für schmutzige Instrumente, Einlaufgeräte, aber auch saubere Schüsseln und Harnflaschen. Der Ausgussraum kann als abgegrenzte Hinterbühne gesehen werden, als ein „zu einer Vorstellung gehöriger Ort, an dem der durch die Darstellung hervorgerufene Eindruck bewusst und selbstverständlich

⁵³ Interview mit Pfleger M. (wie Anm. 18).

widerlegt wird.⁵⁴ An diesem Ort sammeln sich die Abfälle, werden die Sekrete entsorgt, hier zentriert sich der Ekel des Stationsalltags und spiegelt sich in den polierten Nirostaflächen.



Abb. 2 und 3: Ausgussraum

Die Bestimmung dieses Ortes kann man nicht nur riechen, sondern, der düsteren Atmosphäre wegen, förmlich auch spüren. Hier können Pfleger und Schwestern „die Maske fallen lassen [...] und aus der Rolle fallen.“⁵⁵ In der Chirurgie in Innsbruck befinden sich die Ausgussräume am Ende der Gänge, in Nähe der Fluchttreppenhäuser. Diese Lage der Ausgussräume deckt sich mit den Zuschreibungen Goffmans an die Hinterbühne. Sie liegt „am Ende des Ortes, an dem die Vorstellung gegeben wird.“⁵⁶ Hier zeigt sich auch eine der wenigen Grenzen, die von Patienten/innen kaum übertreten werden. Intuitiv scheinen diese zu wissen, dass sie hier nicht hingehören. Der Ausgussraum ist ein Ort, der von den Pflegenden

⁵⁴ Goffman 1969 (wie Anm. 3), 104.

⁵⁵ Ebd., 105.

⁵⁶ Ebd., 105.

sehr different beschrieben wird, was Rückschlüsse auf das individuelle Ekelempfinden zulässt:

„Ich bin im Ausgussraum oft sehr erleichtert, der Ausgussraum ist meine Rettung, da werf ich dann das Sackerl hinein und dann ist mir das gleich, dann habe ich das nie gesehen.“⁵⁷

„Das verändert sich oft im Ausgussraum, da braucht man sich ja nicht mehr zusammenzureißen, da kann es einen schon mal recken.“⁵⁸

„Im Patientenzimmer bin ich sauber, im Ausgussraum schon eher ein Fackerl⁵⁹, da ist es mir egal, wenn alles herumspritzt.“⁶⁰

Der nicht besonders einladende Raum bietet für die Nutzer/innen auch eine Art Schutzraum. An besonders stressigen Tagen, wenn eigentlich keine Unterbrechung der Arbeit möglich wäre, kann sich das Personal in den Ausgussraum zurückziehen und der Ekelentsorgung widmen. Es ist somit möglich, sich den Blicken der Kollegen/innen entzogen eine kleine Auszeit zu nehmen, was angesichts der hohen Arbeitsbelastung im Dienstraum oder der Küche nicht möglich wäre. In Zeiten weniger strenger Nichtrauchergesetze befand sich auf mehreren Stationen hier im Ausgussraum und im sich daran anschließenden WC sowie auch im zentralen Entsorgungsraum der Stationen das inoffizielle Raucherzimmer. Der am stärksten mit Ekelassoziationen besetzte Ort der Station gewinnt hier also den Status eines Refugiums, denn wie schon angesprochen verläuft zwischen Gang und Ausgussraum eine imaginäre Grenze, und auch wenn die Türen dieses Raumes meistens offen sind, kann das Personal hier kurz zur Ruhe kommen. Das grundsätzlich ekelhafte Ambiente wird also angenommen und erfährt eine individuelle positive Umdeutung und Umnutzung.⁶¹

Ob Vorder- oder Hinterbühne: Entscheidend für die Ekelwahrnehmung von Schwestern und Pflegern ist, dass Widerlichkeiten am dafür vorgesehenen Ort

57 Interview mit Schwester S. (wie Anm. 33).

58 Interview mit Schwester V. (wie Anm. 6).

59 Der Dialektausdruck *Fackerl* meint hier Schweinchen (Anm. d. Verf.).

60 Interview mit Pfleger M. (wie Anm. 18).

61 Diese Aneignung und Umnutzung von Lokalitäten kann im Zusammenhang mit Ekel häufig beobachtet werden. Solche von Foucault als *Heterotopie* bezeichnete Orte vereinen eigentlich unvereinbare Räume. Sabine Merler hat solche Umnutzungen zum Themenbereich Ekel in ihrer Arbeit zur Aneignung öffentlicher Toiletten beschrieben. (Merler, Sabine: Die Aneignung öffentlicher Toiletten zwischen Ekel und Lust. Zur Verortung des Örtchens als Nicht-Ort. Masterarbeit Leopold-Franzens-Universität Innsbruck 2012, 25-26.), vgl. auch Merler in diesem Band.

geschehen. Den Zusammenhang zwischen Ekel und dem richtigen Ort beschreibt auch Pernlochner-Kügler:

„Gegenüber Stuhl und Urin ist Gewöhnung möglich, allerdings bleibt auch hier ein Rest Ekel vorhanden. Es ist jener Rest, der uns veranlasst, diese Substanzen nicht mit der bloßen Hand zu berühren. Stuhl und Urin werden aber sofort als ekelhaft empfunden, wenn sie nicht mehr gesund riechen oder nicht mehr gesund aussehen und/oder wenn sie sich nicht am dafür vorgesehenen Ort befinden (nämlich in WC oder Schüssel), sondern anderswo – im Bett z.B. oder verschmiert im Zimmer.“⁶²

Dass die Stärke von Ekelempfindungen auch etwas mit der Wahrnehmung einer gestörten Ordnung zu tun hat, bestätigt sich auch in dieser Äußerung eines Pflegers: „Wenn Situationen so abstrakt, so falsch sind, dann wird man immer weg wollen, man verspürt körperlich, dass man weggehen will.“⁶³ So ist es auch zu erklären, dass das Personal routiniert Vorkehrungen trifft, um den Ekel einzuhegen, ihn gewissermaßen in seine Grenzen zu weisen. Vorbeugend werden Zellstoff, Nierentassen und Leibstühle bereitgestellt, um den Patienten eine zielgerichtete Entsorgung der potenziellen Ekelstimuli zu ermöglichen und den widerlichen Gegenspieler an den für ihn vorgesehenen Ort zu verbannen und damit zugleich die Ordnung der Ekeldinge aufrecht zu erhalten.⁶⁴ Spezifisch für den Klinikalltag ist jedoch, dass sich die Schwestern und Pfleger, selbst wenn dies nicht gelingt, dem Fluchtimpuls widersetzen und ihre Arbeit erledigen, denn „irgendwer muss es ja tun“⁶⁵ und „eigentlich ekeln wir uns ja vor gar nichts.“⁶⁶

Ekel und Berufsidentität – Schlussbemerkungen

Insgesamt zeigt sich, dass Ekel allen Bewältigungsstrategien und aller Tabuisierung zum Trotz ein zentrales Thema im pflegerischen Arbeitsalltag ist. Auch wenn das Ekelempfinden der einzelnen Pflegenden stark situations- und tagesformabhängig ist, wird doch die insgesamt identitäts- und beziehungsstiftende Funktion des Ekels deutlich. Ekel und die Frage, wer ihn beseitigt, verweist auf Hierarchien. Mit wem und wie über Ekel gesprochen wird, verweist auf Nähe und Distanzverhältnisse unter den Akteuren/innen. Und die eigene Ekelbelastbarkeit im Berufsalltag

⁶² Pernlochner-Kügler (wie Anm. 24), 8.

⁶³ Interview mit Pfleger P. (wie Anm. 7).

⁶⁴ Zur Ordnung der Dinge und vom vermeintlich richtigen Ort siehe auch Douglas, Mary: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. Berlin 1958, 53.

⁶⁵ Interview mit Schwester V. (wie Anm. 6).

⁶⁶ Interview mit Pfleger M. (wie Anm. 18).

kann Grundlegendes über die individuelle Beziehung zum Beruf aussagen. So ist es vielfach die Summierung des Ekels, welche Schwestern und Pfleger dazu veranlasst, eine Station zu wechseln oder eine berufliche Veränderung anzustreben.

Die Frage, warum Pflegende sich selbst als ekelresistent beschreiben, wo sich die Macht des Ekels doch empirisch so eindrücklich zeigt, findet ihre Antwort möglicherweise in der strukturierenden Funktion des Ekels. In den Gesprächen mit den Kollegen/innen und in der eigenen Reflexion zeigen sich zwei weitere mögliche Erklärungsansätze, welche ich abschließend anführen will.

Die Berufsgruppe der Pflegenden strebt danach, sich durch Verwissenschaftlichung und Stärkung der eigenen Aufgabengebiete gegenüber anderen medizinischen Berufen zu profilieren. Der erforderliche Umgang mit Ekelhaftem, dessen Beseitigung und Eliminierung war und ist in unterschiedlichen historischen Epochen und Kulturkreisen jedoch gesellschaftlichen Randgruppen zugewiesen.⁶⁷ Die selbstverständliche Übernahme dieser „niederen“ Aufgaben seitens des Pflegepersonals weist diesem innerhalb des Systems der medizinischen Berufsgruppen zumindest tendenziell einen niederen Rang zu. Im Bestreben, den Umgang mit Ekelhaftem im Arbeitsprozess als marginal und kaum belastend darzustellen, kann vielleicht auch der Versuch der Krankenpflege gesehen werden, diesem Effekt entgegenzuwirken und eine höhere Position in der Hierarchie der Gesundheitsberufe zu beanspruchen.

Es zeigt sich jedoch auch deutlich der soziale Gewinn, den Pflegende aus ihrer Tätigkeit schöpfen. Indem die Pflegenden die Aufgabe der Ekelbeseitigung bereitwillig übernehmen, erfahren sie eine besondere gesellschaftliche Wertschätzung. Der oft geäußerten Aussage „Ich könnte das nicht“ seitens Außenstehender stellt das Pflegepersonal den Habitus professioneller Souveränität entgegen. Im ebenso oft geäußerten „Passt schon, man muss sich nur am Anfang überwinden“ gelingt eine doppelte moralische Selbstaufwertung: Mit der Übernahme ungeliebter und doch so notwendiger Tätigkeiten bei gleichzeitiger Distinktion von der Masse derer, die das „nie könnten“, ist den Pflegekräften Lohn in Form von Dankbarkeit gewiss. Dass diese nicht immer über die schlechte Bezahlung hinwegtrösten kann, steht auf einem anderen Blatt.

67 Unreine Berufe oder auch unehrliche Berufe wie Abdecker, Scharfrichter, aber auch Bader und Chirurgen waren Außenseiter im bürgerlichen Gesellschaftsverband. Vgl. Hippel, Wolfgang: Armut, Unterschichten, Randgruppen in der Frühen Neuzeit (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 34). München 2013, 36-40, bes. 38. Zur kulturbedingten Ausgrenzung kann das indische Kastenwesen angeführt werden. Vgl. Zingg, Walter u. Zipp, Gisela: Basale Soziologie: Soziale Ungleichheit. Wiesbaden 1979, 61.

„... das hat mich ausgehoben“

Ekel, Wissensordnungen und touristische Beherbergung

Martina Röthl

Zugänge und Vorbemerkungen – Kapriolen hin zum Abjektiven

Gegenwärtig nächtigt ungefähr ein Fünftel aller Tirol-Touristinnen und -Touristen nicht in gewerblichen Beherbergungsbetrieben, sondern in privaten Unterkünften. Solche konnten sich im Zuge der massentouristischen Erschließung des Alpenraums nach dem Zweiten Weltkrieg stark etablieren. Das seit 1959 gültige Tiroler Privatvermietungs-Gesetz¹ erlaubt es, bis zu zehn Betten zu vermieten.² Bei dieser Art von Beherbergung kommt es zu einem speziellen Nähe-Verhältnis zwischen Vermieterinnen und Vermietern und Gästen, Grenzen müssen ständig neu ausgehandelt werden. Dabei wird auch Bezug auf Wissensordnungen genommen,³ die auf unterschiedliche Art und Weise und auf ganz verschiedenen Ebenen mit dem Phänomen des Ekelns korrespondieren. Ein erstes Beispiel soll zeigen, wie unvermutet Ekelerfahrungen dabei ins Spiel kommen können: Die Vermieterin Sonja R. bietet seit über dreißig Jahren Urlaub am Bauernhof in einem Tiroler Seitental an. Im Interview gab sie eine Anekdote zum Besten und griff dabei auf das relativ verbreitete Erzählmotiv des sich irrenden Stadtkindes zurück.

-
- 1 Amt der Tiroler Landesregierung: Gesetz vom 26. Juni 1959 über die Beherbergung von Fremden als häusliche Nebenbeschäftigung (Privatzimmervermietungs-gesetz). StF: LGBl., Nr. 29/1959. Anzumerken ist, dass auch Ferienwohnungen privat vermietet werden können.
 - 2 Andere Regelungen gelten bei der privaten Vermietung von Ferienwohnungen.
 - 3 Wissen wird kollektiv erzeugt, es ist kontingent und veränderbar. Gesellschaftliche Wissensordnungen werden hier als Produkte diskursiver und nicht diskursiver Praktiken verstanden. Über Diskurse, aber auch anhand von konkreten Handlungen Routinen und Gegenständlichkeiten werden Wissensbestände generiert und stabilisiert. Bei der Wahrnehmung von Wirklichkeit wird auf Wissensvorräte (Regeln, Normen, Werte, Rezeptwissen etc.) zurückgegriffen. Vgl. dazu beispielsweise: Schütz, Alfred u. Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt. Konstanz 2003 und Foucault, Michel u. Koneersmann, Ralf: Die Ordnung des Diskurses. (Inauguralvorlesung am Collège de France, 2. Dezember 1970). 9. Aufl., Frankfurt a.M. 2003.

„Und einmal haben wir Gäste gehabt, die sind mit in den Stall gegangen, also Kinder, so ein größeres Kind, und dann hat der Mann gemolken und dann hat es gesagt: ‚Was? Die Milch kommt da heraus?‘ Es hat immer gemeint, die kommt von den Hörnern, jetzt trinkt sie keine mehr. [lacht] Na, ehrlich wahr!“⁴

Das Kind ekelt sich offenbar vor den fleischigen Eutern der Kuh und es beschließt deshalb, auf das Nahrungsmittel Milch zu verzichten. In ihrer Kürze enthält die Sequenz Elemente, die auf kulturelle Dimensionen von Abscheu und Ekel verweisen beziehungsweise auf deren „kulturelle Modellierung“, die Ursache für Werte und Normen, Handlungen und Symbole in jeweiligen Systemen ist.⁵ Im „System“ des Kindes sind die Hörner der Kuh positiv besetzt, zumindest erscheinen ihm diese sauber, rein und appetitlich. Die Euter hingegen stoßen es ab, rufen in ihm Unbehagen hervor und fordern die Konfrontation mit dem Abjekten heraus. „It is thus not lack of cleanliness or health that causes abjection but what disturbs identity, system, order. What does not respect borders, positions, rules. The in-between, the ambiguous, the composite.“⁶ Für unser Kind hier würde dies bedeuten, dass es seinen Ekel (beziehungsweise den Entschluss des zukünftigen Verweigerens) dazu einsetzt, die Grenzen seines Körpers abzustecken und zu wahren⁷ – die es durch das Trinken, das Einverleiben der hier so direkt und unvermittelt aus dem Gewebe des Tieres hervorsprudelnden Milch bedroht sieht.

Handlungen, die die Nahrungsaufnahme betreffen, sind durch das Phänomen des Ekelns reguliert. Utz Jeggle geht hinsichtlich von Speisen mit Pierre Bourdieu davon aus, „dass es dem einzelnen Geschmack nicht immer klar ist, dass auch er in habituelle Konzepte eingebettet ist. Der Habitus verknüpft Eigentümliches mit sozialer Erfahrung und lässt auch da an Eigenart glauben, wo bestimmte soziale Muster den individuellen Stoff längst durchwirkt haben.“⁸ Für die Untersuchung zu diesem Beitrag wurden Ekelwahrnehmungen ‚durch alle Sinne‘ in den Blick

4 Röthl, Martina: Interview/2 mit Sonja R. (Jg. 1954), geführt am 7.6.2011 in W. – Die Namen der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner wurden geändert, auf expliziten Wunsch hin, werden auch die Orte nicht genannt. Zur geschlechtsneutralen Schreibweise: Ich spreche insgesamt von Vermieterinnen und Vermietern, Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern etc. und verwende männliche bzw. weibliche Formen, wenn explizit von Männern oder Frauen die Rede ist.

5 Gyr, Ueli: Währschafte Kost. Zur Kulinarisierung von Schweizer Spezialitäten im Gastrotrend. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 105 (2002), 105-123, 105.

6 Kristeva, Julia: Powers of Horror: An Essay on Abjection. New York 1982, 4.

7 Vgl. dazu: Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Frankfurt a.M. 1999, 522-534.

8 Jeggle, Utz: Essgewohnheiten und Familienordnung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 84 (1988), 189-205, 190 u. 191. Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M. 1982, 124-125.

genommen. Es zeigte sich aber, dass Befunde der volkskundlichen Esskultur- und Nahrungsforschung auf andere Perzeptibilitäts-Bereiche anwendbar gemacht werden können. Affekte wie Ekel und Abscheu sind grundsätzlich als Resultate gesellschaftlicher und kultureller ‚Gemachtheit‘ zu verstehen. Das Dechiffrieren von Konstruktionen ist aber nicht Ziel, sondern Ausgangspunkt der Auseinandersetzung.⁹ Die zentrale Fragestellung, mit der ich hier die kulturelle Erscheinung des Sich-Ekelns verfolge, ist daher eng an die diesbezüglichen und jeweils gültigen Wissensvorräte beziehungsweise an deren Veränderlichkeit geknüpft. Es wird zunächst ausgewiesen, welche Anknüpfungspunkte zum Thema Ekel greifbar geworden sind. Über die Bereiche der sprachlichen Wissensproduktion, über Körper, Raum- und Zeitbezüge, anhand gesellschaftlicher Hierarchien und jeweils unter dem Aspekt der Mechanismen von Wandel wird anschließend erörtert, in welchem Verhältnis Bezugnahmen auf Ekeleffekte zu jeweiligen Wissensordnungen stehen. Gefragt wird vor allem danach, wie und unter welchen Umständen Definitionen von Abscheu und Ekel zu Parametern in unterschiedlichen Ordnungssystemen werden können und welche konkreten Denk- und Handlungsmodelle sich aus ihnen speisen.

Ekel trifft Privatvermietung – Emotionen und Affekte als Analysekategorie

Innerhalb meines Dissertationsprojekts zur Tiroler Privatvermietung¹⁰ wertete ich biografisch-narrative Interviews aus, die mit Vermieterinnen und Vermietern, Menschen aus deren nahen sozialen Umfeld und darüber hinaus mit Touristinnen und Touristen geführt worden sind. Im Abgleich mit einer Materialbasis, die sich einerseits aus weiteren selbst generierten Quellen, andererseits aus Repräsentationen verschiedener Öffentlichkeiten zusammensetzt,¹¹ wurden zunächst Analyse-

9 Braun, Karl: Grenzziehungen im Imaginären – Konstitution von Kultur. In: Hengartner, Thomas (Hg.): Grenzen & Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen. 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Dresden 2005. Leipzig 2006, 19-39, 31.

10 Das Dissertationsprojekt entsteht unter dem Arbeitstitel „Privat(zimmer)vermietung in Tirol – halböffentliche Schwellenräume im Fokus“ am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie an der LFU Innsbruck. Es wird/wurde gefördert vom Vizerektorat für Forschung/LFU Innsbruck, dem Tiroler Wissenschaftsfond und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. An dieser Stelle bedanke mich bei Timo Heimerding und Valeska Flor, die Vorentwürfe zu diesem Beitrag kritisch gelesen und kommentiert haben.

11 Insgesamt wurden etwa 95 Gespräche geführt, davon 25 informelle Gespräche mit Personen aus ganz unterschiedlichen touristischen Bereichen. Berücksichtigt wurden zudem private Fotografien und Videos, Gästebücher, Briefe, Tourismusmagazine, Plakate, Prospekte, Homepages, Reiseführer sowie Heimat-, Werbe- und Lehrfilme, Gesetzestexte, Radio- und Fernsehsendungen, Qualifikationsarbeiten an Tourismushochschulen, Studien/Auftragsarbeiten, Statistiken,



Abb. 1: Selbstklebendes Abziehbild aus dem Sortiment des Verbandes der Tiroler Privatvermieter. Der private Beherberger 2000, Nr. 1, 7.

kategorien entwickelt. In Anbetracht der Ambivalenzen, die sich zwischen touristischer Dienstleistung und professionalisierter Emotionsarbeit ergeben,¹² wird es wenig überraschen, dass „Emotionales“ eine eigene Kategorie bildete. Aussagen zu ganz unterschiedlichen Gefühlen¹³ wiesen darauf hin, dass Bereist-Sein ganz bestimmte Emotionskonzepte hervorzubringen scheint, mit denen die Wahrnehmung beziehungsweise die Deutung der je eigenen Lebenswirklichkeit korrespondiert. Dass der Privatvermieter Verband Tirol¹⁴ zum Beispiel seit dem Jahr 2000 das auf Abb. 1 gezeigte „Selbstklebende Abziehbild für das WC“ vertreibt, deutet nicht nur auf eine gewisse Dringlichkeit hin.¹⁵

außerdem Gegenstände des täglichen Gebrauchs, Dekorations-Artikel, Andenken, Möbel, Kleidungsstücke usw. Hinzu kommen die Auswertung der Tagespresse und die Daten aus der teilnehmenden Beobachtung.

- 12 Vgl. Hochschild-Russel, Arlie u.a.: Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle. Erweiterte Neuausgabe, Frankfurt a.M. 2006. Smith, Valene L.: Hosts and guests. The anthropology of tourism. Oxford 1978. Langreiter, Nikola: Einstellungssache. Alltagsstrategien und -praktiken von Tiroler Gastwirtinnen. Wien 2004 und die Beiträge in: Spode, Hasso u. Cantauw, Christiane (Hg.): Gebuchte Gefühle. Tourismus zwischen Verortung und Entgrenzung. Voyage. Jahrbuch für Reise- und Journalismusforschung 7 (2005).
- 13 Entlang von Aussagen zur Unterscheidung „echter“ und „unechter“ Gefühle wurde deutlich, dass besonders für kleinstrukturierte Dienstleistungsbetriebe gelten dürfte, dass die Grenzen weniger scharf zu ziehen sind als dies etwa innerhalb der Arbeitssoziologie (z.B. Hochschild-Russel 2006, wie Anm. 12) lange Zeit angenommen wurde.
- 14 Die 1962 gegründete Interessensvertretung nennt sich nach mehreren Namensänderungen seit 2011 „Privatvermieter Verband Tirol“.
- 15 Innerhalb dispositivtheoretischer Ansätze wird davon ausgegangen, dass Strategien auf als solche konnotierte gesellschaftliche Problemlagen/Dringlichkeiten/Urgences fokussieren, über die sich

Es spricht auch dafür, dass es erlaubt ist, sich appellativ an den Gast zu wenden, um die eigene Ekelerfahrung zu vermeiden. Über solche sprechen Vermieterinnen, als wären sie Bestandteil ihrer täglichen Routinen:

„Und die sind ... so Biertrinker gewesen, gell ... und es hat auch so dementsprechend das Klo auch immer ausgeschaut. Und da bin ich immer noch in der Nacht um elf Kloputzen gegangen, weil es ... wir herausmüssen aufs Klo, dass es sauber ist, weil es alles uriniert gewesen ist in dem Sinn.“¹⁶

Die Konfrontation mit Schmutz und Körperausscheidungen etc. scheint gleich einem Berufsbild zur Tätigkeit der Vermieterinnen zu gehören, und im familiären Umfeld wird die Begegnung mit dem Ekelhaften offenbar auch thematisiert. Zumindest erzählt Anton B., Volksschullehrer in einem Wintersportort, in dem es kaum eine Familie gibt, in deren Haus nicht vermietet wird, dass Schulkinder ihm davon berichten, wenn Gäste „irgendwas beschmutzen oder sonst was“ und die Mutter deshalb geschimpft habe.¹⁷ Interviewsequenzen, in denen Ekelerfahrungen thematisiert wurden, enthalten häufig auch Verweise auf eine besondere Leistung oder die große Opferbereitschaft der Erzählerinnen. Indem Ekel als Zumutung von außen konnotiert wird, die es zu erdulden galt, erfährt die eigene Person gewissermaßen eine Aufwertung.

„Wenn sie [ein Gast] zu viel getrunken hat, hat sie ‚im Stuhl geschlafen‘ und der war in der Früh dann immer ganz nass, wie sie das Wasser nicht halten hat können. Mei, man hat schon viel mitgemacht. Ihr Mann, der J., hat immer gesagt: Rechne eine Nacht extra, die M. hat wieder ‚im Stuhl geschlafen‘, der wollte das auch nicht richtig ansprechen, deshalb dann hab ich gewusst, es ist wieder alles nass und ich muss schauen, wie ich es wegkriege ... ich hätte mich nicht getraut da etwas zu sagen, aber natürlich hat sie gewusst, dass ich es weiß. das hat mich sehr belastet, ich weiß gar nicht, wie man das alles geschafft hat. Mei, man hat schon viel, viel mitgemacht.“¹⁸

Ebenso wie für den Bereich der Krankenpflege ist das Gebot emotionaler Zuwendung für die Tourismusbranche zwingend, was eine Gefühlsregulierung not-

historische Bezugsrahmen herstellen und Machtbeziehungen sichtbar machen lassen. Vgl. Das Spiel des Michel Foucault. In: Defert, Daniel u. Ewald, François (Hg.): Michel Foucault. Geometrie des Verfahrens. Schriften zur Methode. Frankfurt a.M. 2009, 215-220, 216.

16 Röthl, Martina: Interview/27/I mit Maria N. (Jg. 1955), geführt am 29.7.2011 in A.

17 Röthl, Martina: Interview/18 mit Anton B. (Jg. 1963), geführt am 26.7.2011 in Galtür.

18 Röthl, Martina: Interview/53 mit Silvia S. (Jg. 1952), geführt am 9.10.2011 in S.

wendig macht¹⁹ zum Beispiel den Gästen gegenüber zum Schweigen veranlasst. Im Interview hatte Silvia S. keine Bedenken, vom Inkontinenz-Problem der Urlauberin zu erzählen. Sich bei der Indiskretion ertappend oder die eigene Tätigkeit nicht negativ bewerten wollend, brach eine andere Vermieterin aber verschämt den folgenden Satz ab: „Wenn du jeden Tag in der Früh in die Zimmer gehst und musst Angst haben, dass dir irgendjemand ‘zuach’n g’spieben’ [jemand erbrochen] hat“²⁰ Dass Ekelreaktionen aber nicht unweigerlich physischer Nähe bedürfen, deutet sich im folgenden Beispiel an:

„Einen Gast hatte ich, es waren eigentlich meine allerersten, nette, saubere und so... der war aber dann schon alt ... und krank, hatte immer viel geraucht, so kranker noch auf Urlaub fahren [Kopfschütteln] ... und in der Früh hab ich beim Kaffeemachen ihn schon immer durch die Wand laut husten und ins Waschbecken spucken gehört. Allein das zu Hören, das hat mich ausgehoben. Und ich hab gewusst, ich bin wieder dafür zuständig ... wieder den Schleim und Blut und die verpickten Haare aus dem Abfluss herauszuziehen, das war schon, ... aber da kannst du nichts machen Und wenn er dann zum Frühstück gekommen ist, der hat ausgeschaut wie der Tod... .. und dann so tun als wäre nichts, alles juhu und trallalla im Urlaub.“²¹

Die Interviewpartnerin geht davon aus, dass ihr Ekel über das Hören beziehungsweise eine erinnerte Nähe ausgelöst wurde.²² Die Nähe von Leben und Tod offenbart sich entlang der Äußerungen des kranken Körpers.²³ Die angesprochene Unvereinbarkeit von Urlaubserlebnis und negativen Gefühlsregungen fordert nicht nur die Gefühlsregulierung. Touristische Räume müssen generell als ekelfreie Zonen erscheinen und sind entlang alltäglicher Tätigkeiten als solche einzurichten. Routinen, die auf Ekelvermeidung abzielen, stehen in je spezifischen Verhältnissen zu dem auf Ordnung und Hygiene bezogenen Wissen. Ekel, seine Definitionen in verschiedensten Kontexten, ist für Vermieterinnen und Vermieter aber auch gerade deshalb Thema, weil er für die Gäste nicht zum Thema werden

19 Badura, Bernhard, zitiert nach Silberzahn-Jandt, Gudrun: Zur Leiblichkeit eines Gefühls. Ekel-erfahrungen in Beziehungen zwischen Krankenpflegepersonal und PatientInnen. In: Eisch, Katharina u. Hamm, Marion (Hg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kultur-analyse. Tübingen 2001, 48-59, 52.

20 Röthl, Martina: Interview/33 mit Lydia J. (Jg. 1974), geführt am 26.7.2011 in Galtür.

21 Röthl, Martina: Interview/53 (wie Anm. 18).

22 Bei Nähe als Bedingung für Ekel und Mit-Objekt des Ekelgefühls kann es sich nach Aurel Kolnai auch um eine erinnerte Nähe handeln. Kolnai stellt aber den durch das Hören ausgelösten Ekel in Frage. Vgl. Kolnai, Aurel: Der Ekel. In: Geiger, Moritz: Beiträge zur Phänomenologie des ästhetischen Genusses. Tübingen 1974 (2. Aufl., Orig. 1913), 119-173, 128-129. Vgl. dazu auch: Miller, William I.: The anatomy of disgust. Cambridge, 1998, 82-83.

23 Vgl. Silberzahn-Jandt 2001 (wie Anm. 19), 53.

darf.²⁴ Konrad Köstlin stellt – in Bezug auf Nahrung – die Frage, wer die Macht habe, die letztlich verkörperlichten, Ekel betreffenden Definitionen zu setzen.²⁵ Davon ausgehend, dass das, was für den Körper als gefährlich oder bedrohlich erachtet wird, aus dem historischen Erscheinen von Diskursen und den mit ihnen verknüpften Strategien und Praktiken resultiert, ist der Frage nach der Definitionsmacht immer auch im Hinblick auf je komplexe, strategische Situationen und auf jeweilige interessengeleitete Prozesse²⁶ nachzugehen.

„mir ist heute noch ein bisschen übel.“ – sprachliche Wissensproduktion

Auch wenn Vermieterinnen und Vermieter das Ekeln quasi in Kauf nehmen müssen, beschreiben sie ihre Arbeit überwiegend als positiv. In einem einzigen Gespräch kam eine absolut negative Haltung zum Ausdruck. Die heute über 80-jährige Laura N. hatte wenige Jahre vermietet und entschied sich dann, in einer Wäsche-Manufaktur zu arbeiten. Ihr Fazit zur Vermietung im Rückblick: „Na ..., na ..., wenn ich heute noch dran [an das Vermieten] denke, mir ist heute noch ein bisschen übel ... [lacht] also heute würde ich sagen: Nie mehr wieder!“²⁷ Der körperliche Ekeleffekt, also der Brechreiz, wird zur Metapher für das Unbehagliche. Als Substantiv kam der Begriff „Ekel“ im gesamten Material nur zwei Mal als solcher vor:²⁸ Eine Vermieterin nannte, das Hochdeutsche imitierend, einen besonders unangenehmen Gast „ein Ekel“²⁹ und eine 1908 veröffentlichte, tourismuskritische Erzählung, die eindringlich zu schildern versucht, welche Fauxpas inmitten der Tiroler Bergwelt von Touristinnen und Touristen begangen werden und die sich als Beitrag zu einem alpinen Knigge verstand, erschien unter dem Titel „Die Alpenfahrt der Familie Ekel“³⁰.

-
- 24 So z.B. auch die einhellige Meinung befragter Touristikerinnen und Touristiker aus anderen Bereichen.
- 25 Köstlin, Konrad: Das fremde Essen – das Fremde essen. Anmerkungen zur Rede von der Einverleibung des Fremden. In: Müller, Siegfried u.a. (Hg.): Fremde und Andere in Deutschland. Nachdenken über das Einverleiben, Einebnen, Ausgrenzen. Opladen 1995, 219-234, 232.
- 26 Vgl. Rolshoven, Johanna: Going South! Lokalität und Mobilität in einer touristischen Übergangsregion. In: Göttisch, Silke u.a. (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster u.a. 2005, 135-146, 144.
- 27 Röthl, Martina: Interview/3 mit Laura N. (Jg. 1930), geführt am 18.5.2011 in Riez.
- 28 Dies dürfte damit in Zusammenhang stehen, dass die Tiroler Umgangssprache viele verschiedene Entsprechungen und Umschreibungen für das Ekeln kennt.
- 29 Röthl, Martina: Interview/4 mit Gudrun N. (Jg. 1957), geführt am 15.3.2011 in Fügen.
- 30 Friedensburg, Ferdinand: Die Alpenfahrt der Familie Ekel. Eine wahre Geschichte von F. Montanus. 4. Aufl. München 1920.

Im Hinblick auf die Alltagssprache lässt sich erkennen, dass Neubewertungen anhand eines neuen Vokabulars greifbar werden. Die Begriffe „Toilette“ und „WC“ treten neben das in der Tiroler Umgangssprache gebräuchliche, eher unfeine „Klo“. Erzählungen zu Missverständnissen und Missgeschicken wurden in Interviews mehrfach anekdotisch vermittelt, hier ein Beispiel:

„Dann hat sie [die Touristin] ihn [den Sohn der Vermieterin] so auf dem Arm gehabt, so ... dann hat er gesagt, ‚Roswitha, ich muss mundln.‘ Sie verstehen das, gell? Dann hat sie sich gedacht, ‚Mensch, er meint Murrenspielen!‘ Das hat sie dann verstanden und dann hat sie sich gedacht, ja, das kann sie da jetzt nicht und dann hat sie gemerkt, wie es um der Hüfte warm wird [lacht].“³¹

Gemeinsames Merkmal solcher Geschichten ist, dass immer das Kind der Vermieterin und Vermieter als Verursacherin und Verursacher auftritt, die Gäste hingegen als Geschädigte. Die umgangssprachlichen, regional divergierenden und nun als ordinär geltenden Bezeichnungen für das Urinieren werden üblicherweise im Gespräch mit dem Gast vermieden. Die aus der deutschen Gebrauchssprache entnommenen Begriffe und Phrasen wie „pinkeln“, „Pipi machen“, „für kleine Mädchen müssen“, „mal müssen“ etc. lassen sich aber auch dort als in die Alltagssprache der Bereisten integriert vorfinden, wo Dialekt bereits die Zuschreibung eines schützenswerten Kulturgutes erfahren hat.³²

Fremdes Essen, Schürzen und Gummihandschuhe – Körper-Kontexte

Hinsichtlich der gesellschaftlichen Funktion von Ekel interessiert vor allem, was innerhalb einer bestimmten Community als ekeleregend gilt und wie es – eingebettet in beziehungsweise verknüpft mit anderen Kontexten – argumentativ als Ein- oder Ausschlusskriterium funktioniert.³³ Disziplinierung und auf Ekel bezogene Normierungsprozesse setzen aber bei Körpern an. Die Bindung an Körperlichkeit betrifft häufig nicht nur den Effekt, der körperlich wahrgenommen wird, sondern auch die Ekel auslösende Materialität, deren Bindung an Organismen bei näherer Betrachtung oft augenfällig wird und die – vorgestellt oder real – dem Körper zu nahe kommt. Zum Ekelanlass können sowohl unbekannte Nah-

31 Röthl, Martina: Interview/50 mit Margarethe F. (Jg. 1964), geführt am 12.8.2011 in F.

32 Z.B. wurde der Öztaler Dialekt von der UNESCO 2011 als Kulturerbe anerkannt.

33 Vgl. Douglas, Mary u. Luchesi, Brigitte: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. Frankfurt a.M. 1992 (5. Aufl., engl. Orig. 1966); Braun, Christina von: Zum Begriff der „Reinheit“. In: metis. Zeitschrift für historische Frauenforschung 6 (1997), Heft 11, 7-25.

rungsmittel als auch deren ungewöhnliche Kombinationen werden. Interviewpartnerinnen und Interviewpartner betonten aber auch, dass ihr Geschmack – das, was sie mögen und das wovor sie sich ekeln – durch die von Touristinnen und Touristen mitgebrachten beziehungsweise zubereiteten Speisen und Getränke beeinflusst worden ist. Von den Daten der Interviews ausgehend fällt weiter auf, dass mit Tourismus in Zusammenhang stehende pädagogische oder disziplinierende Effekte sich als Ergebnis der von Ulrich Raulff mit Bezug auf Norbert Elias beschriebenen „mitweltbezogenen Affektregulierung“³⁴ untersuchen lassen. Das heißt, dass Gewohnheiten in Bezug auf andere – „weil sie anderen lästig und peinlich sein könnten, oder einen ‚Mangel an Respekt‘ verraten“ – bewertet wurden, wie dies Elias eigentlich für die Zeit bis ins 18. Jahrhundert feststellt.³⁵ Greifbar wird das beispielsweise, wenn eine Vermieterin erzählt, sie habe stets abwägen müssen, ob es nötig sei, sich nach der von ihr erledigten Stallarbeit zu duschen, um nicht Gefahr zu laufen, die Gäste durch üblen Geruch zu irritieren.³⁶ Zur Metapher der Grenzziehung, die sich am eigenen Körper manifestiert,³⁷ wird die eigene Haut. „Aufgebessert“ und ergänzt wird diese zum Beispiel durch die als „Vermieterinnen-Uniform“ bezeichnete Kleiderschürze, die einerseits kennzeichnet und abgrenzt,³⁸ andererseits Sauberkeit an sich vermitteln soll. Das Tragen von Gummihandschuhen hingegen scheint selbst beim Verrichten besonders ekliger Reinigungsarbeiten verpönt zu sein.³⁹

Tourismus zielt auf Wertschöpfung. Das „fiebrhafte Bemühen, Fremde abzusondern, sie einzusperren, auszuweisen oder zu zerstören“, sie aus dem Glauben heraus zu bekämpfen, „die eigene Gesundheit gegen Krankheitsüberträger zu verteidigen“⁴⁰ wurde durch das ebenso fiebrhafte Bemühen ersetzt, den eigenen Wohlstand durch die Anwesenheit von „Fremden“ zu steigern. In dieser Konstellation wird dieses „Fremde“ gewissermaßen zum Maßstab des „Eigenen“ – dies nicht zuletzt in Bezug auf den eigenen Körper.

34 Raulff, Ulrich: Chemie des Ekels und des Genusses. In: Kamper, Dietmar u. Wulf, Christoph (Hg.): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt a.M. 1982, 241-258, 243.

35 Elias, Norbert: Über den Prozess der Zivilisation (Erster Band, Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes). 7. Aufl. Frankfurt a.M. 1980 (Orig. 1939).

36 Z.B. Röthl, Martina: Interview/51 mit Lore T. (Jg. 1950), geführt am 11.8.2011 in F; Röthl, Martina: Interview/2 (wie Anm. 4).

37 Vgl. dazu Flanagan, Mary u. Booth, Austin: Re:skin. Cambridge, London 2009.

38 Röthl, Martina: Interview/7 mit Inge J. (Jg. 1964), geführt am 21.3.2011 in Telfs.

39 In mehreren Interviews wurde betont, dass man mit Gummihandschuhen nicht „richtig“ putzen könne.

40 Bauman, Zygmunt: Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg 1999, 23.

„Früher hast du jedes Loch vermietet“ – räumliche Ordnungen

Ende der 1970er Jahre wandte sich ein Touristenehepaar mit einer Beschwerde an den örtlichen Tourismusverband. Stein des Anstoßes war die Zahnprothese der Vermieterin, die nachts im gemeinsam benützten Badezimmer im Wasserglas lag und vor der sich das Pärchen entsetzlich ekelte.⁴¹ Selbst ein artifizielles Objekt, hier der Zahnersatz, vermag es also, die Assoziation eines Körpers hervorzurufen, dessen Einheit nicht mehr gegeben ist. Selbstverständlich wissen wir nicht, ob die Begebenheit nach der Heimkehr als Urlaubshistorchen aufbereitet wurde und die unangenehmen Empfindungen letztlich lustvoll transformiert und zum schauerhaften Reiseabenteuer umgedeutet worden sind.⁴² Fest steht allerdings, dass viele Urlaubsregionen daran gemessen werden, ob sie Ansprüchen an Abenteuer und Ursprünglichkeit gerecht werden. Ambivalent dazu gelten aber Hygiene und Makellosigkeit als Richtschnur. Medien transportieren und reproduzieren glatte Bilder zum einfachen, ländlichen und „authentischen“ Lebensstil, vom Leben nah an der Natur. Ähnlich dem fremden Essen, das im Urlaub zu etwas Reizvollem wird, weil sich das Fremde in den Kontext des „Sich-Selbst-Ausprobierens“ [Anführungszeichen im Original] verschiebt,⁴³ dürfte vieles, was aus heutiger Sicht als mangelhafter hygienischer Standard abgetan werden müsste, mit dem Touch von Ursprünglichkeit und Echtheit – noch dazu für wenig Geld – an die Urlauberin und den Urlauber gebracht worden sein. „Früher hast du jedes Loch vermietet, jeden Hennenstall, nicht?“⁴⁴, so eine Vermieterin.

Tirol scheint lange Zeit in einer Mischung aus katholischer Rückständigkeit⁴⁵ und verwegener Wildheit auf Reisende gewirkt zu haben. So beschreibt etwa die 1791 durch Tirol reisende Malerin Marianne Kraus einen Gämßenblut trinkenden Wildschützen nicht voller Grausen, sondern mit Bewunderung.⁴⁶ Dem Prota-

41 Röthl, Martina: Informelles Gespräch/17 mit Hermann U. (Jg. 1960), geführt am 4.1.2011 in Innsbruck.

42 Vgl. Menninghaus, Winfried: Ekel. Vom negativen Definitionsmodell des Ästhetischen zum „Ding an sich“. In: Stockhammer, Robert (Hg.): Grenzwerte des Ästhetischen. Frankfurt a.M. 2002, 44-57, 49. Raulff 1982 (wie Anm. 34), 247. Anz, Thomas: Unlust und Lust am Ekelhaften in Literatur und Kunst. In: Kick, Hermes A. u. Kübler, Klaus (Hg.): Ekel. Darstellung und Deutung in den Wissenschaften und Künsten. Hürtgenwald 2003, 148-159.

43 Köstlin 1995 (wie Anm. 25), 226.

44 Röthl, Martina: Interview/5 mit Karla G. (Jg. 1961), geführt am 17.6.2011 in Lans.

45 Vgl. Rachewiltz, Siegfried de: Alpine Speisesitten zwischen Mythos und Realität in Reiseberichten aus Tirol. In: Schneider, Ingo u. Petzoldt, Leander (Hg.): Europäische Ethnologie und Folklore im internationalen Kontext. Festschrift für Leander Petzoldt zum 65. Geburtstag. Frankfurt a.M. 1999, 659-674, 663.

46 Vgl. Ebd. und außerdem: Kraus, Marianne u. Brosch, Helmut: Für mich gemerkt auf meiner Reise nach Italien 1791. Reisetagebuch der Malerin und Erbacher Hofdame. Buchen 1996, 31.

gonisten einer 1852 veröffentlichten Erzählung, einem Berliner Sommerfrischler, vergällen hingegen umherschwirrende Fliegen den Genuss beim Verzehr des auf einer Tiroler Berghütte quasi als „Ethno-Food“ eingeforderten, gebratenen Murmeltiers.⁴⁷ Die auf Natur, Verwesung, das Unzivilisierte der Umgebung verweisenden Insekten „pufften“ ihm ins Gesicht und schienen zweifellos ekelhaft. Genuss, der in Authentizität und Nähe gesucht wird, kann durch ein Zuviel in Ekel umschlagen.⁴⁸ Weil nur das fremd und widerwärtig ist, was als solches definiert wird,⁴⁹ finden sich Touristikerinnen und Touristiker immer wieder in der Situation wieder, herausfinden zu müssen, was zahlenden Gästen überhaupt als fremd gilt und wie viel von welcher Art von „Fremdheit“ eventuell sogar erwünscht ist. Authentizität jeweils ästhetisch-adäquat zu inszenieren, stellt somit eine gewisse Herausforderung für Bereiste dar. Die „Hühnerroma“ aus dem Text von Gottfried Korff und Utz Jeggle von 1974, die „zahnlose ungepflegte Alte“, die den Touristinnen und Touristen Schnaps in Krügen bringt,⁵⁰ mag wohl als Paradebeispiel für jemanden dienen, der eine solche vertretbare – und rentable – Form gefunden hat. Als die Tirol Werbung 2012 mit Bildern aus dem von ihr initiierten Kunstprojekt „Sight_seeing“ wirbt – FotografInnen waren beauftragt, das ‚authentische‘ Tirol abzubilden – regte sich indessen großer Widerstand gegen das Motiv der Autobahnbrücke, das mit zerstörter Landschaft assoziiert wird. (vgl. dazu Abb. 2).

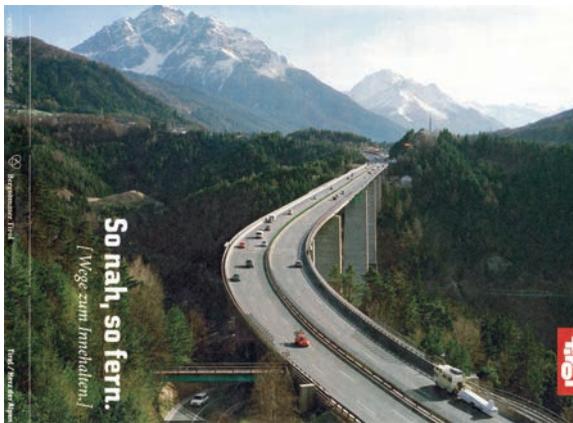


Abb. 2:
Der Chef des Tourismusverbandes Ötztal äußerte sich zu diesem Bild der Europabrücke wie folgt: „Dieses Foto hat eine Berechtigung im Bereich der künstlerischen Fotografie. Für eine Werbekampagne ist das aber nichts. Das Bild zeigt eine zerstörte Landschaft.“ (Vgl. Autobahn-Inserat der Tirol Werbung sorgt für Unmut. In: Tiroler Tageszeitung, 1.6.2012, 21.)

47 Tiroler Schützen-Zeitung, Nr. 78, 28. September 1852, 351 u. 352.

48 Sowohl Aurel Kolnai als auch William Miller unterscheiden zwischen Verbots- und Überdrussel. (Vgl. Anm. 22).

49 Z.B. Köstlin 1995 (wie Anm. 25), 232.

50 Jeggle, Utz u. Korff, Gottfried: Homo Zillertaliensis oder wie ein Menschenschlag entsteht. In: Der Bürger im Staat, 24 (1974), Heft 3, 182-188, 182.

Als „zu“ authentisch wurde wohl auch der Tiroler Bauernhof eingeschätzt, was im nächsten Beispiel eine Rolle spielt. Die Interviewpartnerin zeigt sich ob dieses Vorfalles Jahrzehnte später noch immer gekränkt:

„Und wie die gekommen sind und das Gepäck einmal hinaufgetragen haben, da hab ich mir gedacht, ich seh nicht recht: Die hat einen ganzen Korb oder eine Schachtel, was sie gehabt hat, nur Putzmaterial mitgehabt und das hat mich eigentlich irgendwie irritiert, weil ich mir gedacht hab, die meinen, wenn es heißt, die kommen in, die fahren in Tirol auf einen Bauernhof, dass das alles dreckig ist, dass sie da muss zuerst selber putzen. Das hat mich ... da war ich dann ein bisschen distanziert.“⁵¹

Gebote der Reinlichkeit und Ordnung, sprich der Ekelvermeidung, die durchaus analog zu Michel Foucaults in „Ekel transformierte[m] Verbot“⁵² gedacht werden können, kommen relativ früh zum Tragen. Sauberkeit als touristisches Kriterium findet man zum Beispiel schon in August Kotzebues Beschreibung der Tiroler Sommerfrische von 1805. „In jedem Dorfe findest du mehrer gute, oft elegante, immer sehr reinliche Zimmer, mit weissen Betten versehen.“⁵³ Die ersten Organisationsformen des Tiroler Fremdenverkehrs nannten sich nicht Fremdenverkehrsvereine, sondern „Verschönerungsvereine“⁵⁴. Sauberkeit gilt zunehmend als Voraussetzung für den Urlaubs-Genuss, auch öffentliche Räume werden dementsprechend gestaltet. Sukzessive mussten ehemalige Verhaltensweisen und Routinen abgelehnt und abgelegt und in Verschränkung mit Fortschritts-Diskursen als ekelhaft denunziert werden.⁵⁵ Misthaufen, Jauche- und Senkgruben sowie wilde Deponien verschwanden, an ihre Stelle traten Kläranlagen und Recyclinghöfe, landwirtschaftliche Betriebe wurden zum Teil aus Ortskernen ausgelagert. Als Anfang der 1990er Jahre das Thema Umwelt- und Naturschutz tourismuspolitisch relativ viel Raum einzunehmen begann, führte das Institut für Verkehr und Tourismus Innsbruck eine überbetriebliche Auftragsforschung durch. Erklärtes Ziel war die Analyse des Umweltbewusstseins von Urlauberinnen und Urlauber. Hier ein Auszug aus dem Tätigkeitsbericht:

51 Röthl, Martina: Interview/22 mit Notburga K. (Jg. 1943), geführt am 27.6.2011 in Lans.

52 Foucault, Michel: Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. München 1963, 177.

53 Kotzebue, August Friedrich Ferdinand von: Erinnerungen von einer Reise nach Liefland, nach Rom und Neapel. Berlin 1805, 1. Teil, 61.

54 Vgl. dazu: Lässer, Adolf: 100 Jahre Fremdenverkehr in Tirol. Die Geschichte einer Organisation. Innsbruck 1989, 20-21.

55 Vgl. Jeggle, Runterschlucken (2015), 34-35.

„Die Bedeutung des Urlaubsmotivs ‚Natur erleben‘ ist zwar lt. Umfragen in den letzten Jahren gestiegen, jedoch geht die Wertschätzung für die Natur nicht sehr tief; d.h. dass Urlauber für Umweltbeeinträchtigungen primär dann ein Auge haben, wenn sie eben augenfällig sind: herumliegende Abfälle, Verkehrsstaus, Grossbauten u.ä. [...] Allerdings gibt es keine Anzeichen dafür, dass dadurch in nennenswertem Ausmass Reaktionen der Urlauber in Form eines Ausbleibens verursacht würden. Die ‚Schmerzgrenze‘ ist offenbar noch nicht erreicht.⁵⁶

Im Rahmen von Dorferneuerungsaktionen kommt es zur Umstrukturierung von Dörfern, gleichzeitig blieb das Dorf Gegenentwurf zur Stadt.⁵⁷ Die meisten Tourismusverbände beschäftigen heute Landschaftsgärtner, die Wanderwege frei halten, nicht-bewirtschaftete Flächen mähen, Abfälle einsammeln und die generell für ein touristisch adäquates Erscheinungsbild der Dörfer beziehungsweise des unmittelbaren Umlandes zu sorgen haben. Eine Privatvermieterin zur Veränderung der Dörfer:

„Naja, die Dörfer haben sich schon was angetan, dass sie sich irgendwie besser präsentieren können. Der Verschönerungsverein und so weiter, das war schon etwas, wo sich die Dörfer gemacht haben. Weil wie wir nach R. kamen, da hat es, das war ein richtiges Kuhdorf, richtiges Bauerndorf, war auch ganz schön, aber ... wenn vor jedem Haus ein Misthaufen ist oder so, ist natürlich nicht günstig. Aber so find ich, die Dörfer haben sich schon entwickelt durch den Tourismus.“⁵⁸

Ein moderneres Ekel-Motiv als der Misthaufen ist das der gebrauchten Drogen-Nadel, auf das im nächsten Beispiel Bezug genommen wird. Es zeigt noch deutlicher, wie bei der Disposition öffentlichen Raums auf Bilder des Ekels zurückgegriffen werden kann, um je eigene Positionen zu stärken: In einer kleinen Tiroler Gemeinde plante man im Jahr 2011 eine zweitägige Goa-Party mit internationalen DJs. Das Vorhaben wurde zum Politikum, die Veranstaltung konnte nicht stattfinden. Dagegen interveniert hatte auch ein regionales Wochenblatt: „Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass Junkies teilnehmen, die sich Rauschgift spritzen und die gebrauchten Spritzen im Gelände wegwerfen.“⁵⁹ Eine Interviewpartnerin bedauerte, dass so verhindert worden wäre, junges Publikum auf den Ort aufmerksam zu machen und konterte ihrerseits mit Ekel-Argumenten: „Ein

56 Institut für Verkehr und Tourismus: Tätigkeitsbericht 1992, 16.

57 Luger, Kurt u. Rest, Franz: Der Alpentourismus: Konturen einer kulturell konstruierten Sehnsuchtslandschaft. In: Luger, Kurt (Hg.): Der Alpentourismus. Entwicklungspotenziale im Spannungsfeld von Kultur, Ökonomie und Ökologie. Innsbruck 2002, 11-46.

58 Röthl, Martina: Interview/13 mit Irene S. (Jg. 1942), geführt am 22.7.2011 in R.

59 Rückwärtsrolle vom Sautner Dorfcchef. In: Rundschau, 10.8.2011, 20.

Zeltfest stört niemanden, ... wenn herumgekotzt und geschiff [uriniert] wird und danach überall die Kondome herumliegenna ja.“⁶⁰

Alle interviewten Vermieterinnen und Vermieter wurden gefragt, woher sie denn zu Beginn gewusst hätten, worauf es beim Vermieten ankäme. Ohne Ausnahme enthielten die Antworten zumindest einen Hinweis auf Ordnung und Hygiene. Was die Ausgestaltung der Privatvermietungen betrifft, so dienten Hotels als Prototypen professioneller Vermietung als Vorbilder. Dies speziell hinsichtlich sanitärer Anlagen, die insgesamt gar als „teilweise erst durch den Fremdenverkehr bekannt geworden“ gelten.⁶¹ Viele der interviewten Vermieterinnen und Vermieter hatten in irgendeiner Form im „Gastgewerbe“ gearbeitet, bevor sie die Vermietungstätigkeit aufnahmen. Sie beriefen sich so auf die in Gasthöfen, Hotels und Restaurants gemachten Erfahrungen beziehungsweise die dort erlernten Routinen, und auch wenn Gäste früher von gewerblichen Beherbergerinnen und Beherbergern an Privatvermietungen weitervermittelt wurden, geschah dies nicht ohne entsprechende Instruktionen.⁶²

Tourismus verändert sowohl öffentliche als auch private Räume. Vorstellungen darüber, was als schmutzig, als Verstoß gegen die Ordnung, als ekelerregend oder angemessen gilt, verändern sich parallel zu kulturellen Rahmungen.⁶³ In diesem Zusammenhang ist zu bedenken, dass Wahrnehmungsnormen von Kindern, die in Tourismusbetrieben oder eben in Privatvermietungs-Haushalten aufwachsen, entsprechend jeweils gültiger Standards hervorgebracht werden. Diesbezüglich, aber auch im Hinblick auf öffentliche Räume wird leicht vergessen, dass eigentlich erst drei Generationen von Tirolerinnen und Tirolern mit den durch das Aufkommen des Massentourismus für notwendig, dringlich und rentabel erachteten, massiv sichtbar und spürbar werdenden Veränderungen konfrontiert sind.

„Das ist gut genug!“ Wann ist gut genug? – Zeitbezüge

An einigen Stellen wurde schon deutlich, dass es in Tirol Vorstellungen von einem stereotyp gesetzten „alten“, einfachen und unkomplizierten Tourismus gibt, der Teil einer integrierenden Erzählung geworden ist.⁶⁴ Im dichotomen Denkmuster „früher – heute“, mit dem empörten, belustigten oder nostalgischen Blick zurück, wird es möglich, Distanz zu etwas zu schaffen, was für Gegenwart und Zukunft

60 Röthl, Martina: Interview/54 mit Anja Z. (Jg. 1977), geführt am 8.11.2011 in S.

61 In informellen Gesprächen und Interviews so vermittelt, wörtlich bei: Planer, Klaus: Der Fremdenverkehr Nordtirols. Dissertation. Wien 1970, 89 u. 90.

62 Erzählungen zu dieser Praxis werden speziell in den ersten Nachkriegsjahrzehnten verortet.

63 Vgl. Douglas u. Luchesi 1992 (wie Anm. 33), 12.

64 Tschofen, Bernhard: Berg, Kultur, Moderne. Volkskundliches aus den Alpen. Wien 1999, 96.

nicht mehr gewollt ist und dementsprechend als nicht mehr gültig oder zutreffend markiert werden möchte. Wandel lässt sich unter anderem an Beschreibungen von Hygienestandards beziehungsweise an Definitionen des Ekelhaften festmachen. 1901 verlangt beispielsweise ein anonym gebliebener und dem aufkommenden Tourismus sehr zugetaner Schreiber „Curse“ für Touristen, damit diese Tirol besser kennen lernten und Missverständnisse wie Folgendes vermeidbar würden: Bei einer Bahnfahrt über den Brenner merkte eine amerikanische Reisende an, Tirol sei „a little uncultivated“ – und zwar, weil es in Hotels angeblich nur winzige Seifennäpfchen als Waschschüsseln gebe. Der Schreiber räumt ein, „dass dieser Zustand in grauester Vorzeit wohl bestanden hat“, entkräftet den Vorwurf aber umgehend mit der Nennung zahlreicher touristischer Errungenschaften.⁶⁵ Auch der Interviewpartner Robert G. blickt auf eine Art graue Vorzeit, wenn er erzählt, dass er und seine Großmutter in den 1960er Jahren mitten in der Nacht das von ihnen benutzte Bett an zwei verspätet anreisende Touristinnen weitergegeben hätten, ohne das Bettzeug zu wechseln: „Dann sind die [die beiden Touristinnen] in das noch warme Bett hinein, da ist nicht überzogen worden. Gell [lacht].⁶⁶ Herr G., heute selbst Privatvermieter, ließ außerdem wissen:

„Hetzlig [witzig] ja, das war zum Beispiel ein Gästezimmer, wo wir jetzt da sitzen und wenn jetzt Gäste nur drei Tage geblieben sind, hat sie [die Großmutter] nicht frisch überzogen. Da hat man drüber gestrichen, die Wäsche, ... das Leintuch hat man glatt gezogen – sie hat gesagt: Das ist gut genug!“⁶⁷

Ein „sauberes Image“ hebt den touristischen Marktwert. Wollen Ekel-Erfahrungen ausgeschlossen werden, so stellt sich unweigerlich die Frage, was „gut genug“ genau zu bedeuten hat. Im „Privaten Beherberger“⁶⁸, der Zeitschrift des Verbandes der Tiroler Privatvermieter, wurden von Beginn an Hinweise und Ratschläge bezüglich der Reinlichkeit gegeben. Der Gast erwarte, so wird in der ersten Ausgabe 1965 berichtet, „mittleren Komfort“, worunter zu verstehen sei, „dass die nötige Reinlichkeit, geordnete sanitäre Anlagen, entsprechende Waschgelegenheit, gute Betten und eine gewisse Annehmlichkeit [...] vorhanden ist“⁶⁹. Informationen zu Hygienestandards und zur Ausstattung der Unterkünfte bleiben fixer Bestandteil des Blattes. Es werden Tipps gegeben, wie oft Bettwäsche und Handtücher zu

65 Feriencurse für Ausländer. Ein Beitrag zur Fremdenverkehrsfrage in den österreichischen Alpenländern. In: Innsbrucker Nachrichten, Nr. 131, 11. Juni 1901, 9-10, 10.

66 Röthl, Martina: Interview/35 mit Robert G. (Jg. 1957), geführt am 27. 7. 2011 in S.

67 Ebd.

68 Das Blatt erschien zunächst als „Privater Beherberger“, dann als „Privater Gastgeber“ und „Tiroler Gastgeber“, seit 2011 nennt es sich „Mitglieder Magazin“.

69 Die Hausfrau als Zimmervermieterin. In: Der private Beherberger 1965, Nr. 1, keine Seitenzahlen.

wechseln sind,⁷⁰ in welcher Weise das Frühstück „appetitlich“ anzurichten ist⁷¹ und wie Bettzeug – aus „Reinlichkeitsgründen“ – bezogen werden soll.⁷² Neu gesetzte Standards setzten sich relativ schnell und umfassend durch, dies auch deshalb, weil Beherbergerinnen und Beherberger miteinander konkurrierten.⁷³ Die Gefahr der üblen Nachrede, sprich die soziale Kontrolle entlang des ständigen Vergleichs mit anderen, spielte eine nicht zu unterschätzende Rolle.⁷⁴ Die Schaffung beziehungsweise die Erhaltung von Ordnung und Sauberkeit in und um das Haus ist zudem einer der bestimmenden Faktoren bei der Strukturierung von Zeit. Vom „Kloputzen bis zum Marketing“⁷⁵ sind Vermieterinnen für alle Aufgaben im Kleinbetrieb verantwortlich. Verstöße gegen die Reinlichkeitsnormen erlauben sie sich nicht. Gewissenhaftigkeit bindet Frauen ans Haus, über welches sie von außen bewertet werden. Unter anderem deshalb, weil sich touristische Vorder- und Hinterbühnen im Privatvermietungshaushalt nur unscharf voneinander trennen lassen,⁷⁶ werden die hohen Maßstäbe darüber hinaus auch für die privaten Räume übernommen.

Drecksarbeit und Schweinereien – Ordnungen, Differenz(ierung)en, Hierarchien

Sowohl auf einzelne Communities als auch auf „die Gesellschaft“ an sich trifft wohl zu, dass hinsichtlich ihrer Organisation beziehungsweise der Installierung und Stabilisierung von Hierarchieverhältnissen auch Zuschreibungen wesentlich und bestimmend sind, die sich unter verschiedenen Aspekten auf Abstoßendes,

70 Gäste beschwerten sich ... In: Der private Beherberger 1968, Nr. 4, keine Seitenzahlen.

71 Das Frühstück unserer Gäste. (Die Liebe geht durch den Magen). In: Der private Beherberger 1966, Nr. 1, keine Seitenzahlen.

72 Gute Gäste durch gediegene Gästezimmer. In: Der private Beherberger 1966, Nr. 3, keine Seitenzahlen.

73 Jürgen Link schlägt vor, parallel zur „industriellen Normierung von „sozialer Normierung“ zu sprechen und erwähnt in diesem Zusammenhang die auf Dynamik zielenden Dressuren mittels Konkurrenzen. Vgl. Link, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Göttingen 2006 (3. Aufl., Orig 1996), 117 u. 118.

74 Vgl. dazu: Leiseder, Helga: Wie der grosse Fremdenverkehr sich auf die kleine Frau XY auswirkt ... oder: „Lei drei kloane Punktn...“. In: Gruppe Föhn (Hg.): Föhn. Zeitschrift fürs Tiroler Volk 1979, Nr. 2, 54. Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M. 1995 (11. Aufl., Orig. 1976), 256-263.

75 Der Tiroler Gastgeber 2007, Nr. 4, 19.

76 Vgl. dazu: Augustin, Silvia u. Harms, Kirsten: Lust oder Verlust? Urlaub als Aufgabe. Die Gastgeber-Beziehung im Spannungsfeld von emotionalem Erleben und Emotionsarbeit. In: Spode, Hasso u. Cantauw, Christiane (Hg.): Gebuchte Gefühle. Tourismus zwischen Verortung und Entgrenzung. Wien, München 2005, 10-24, 16. Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München 1976 (3. Aufl., engl. Orig. 1956).

Schmutz und Ekel beziehen.⁷⁷ Frau W. erzählte zum Beispiel vom Versuch, Gäste – in diesem Fall sogenannte „Leiharbeiter“ – weiterzuvermitteln, für die sie selbst zu diesem Zeitpunkt keine Zimmer mehr frei hatte. Die Beziehungsweise Abwertung anderer Vermieterinnen und Vermieter funktioniert zunächst über deren mangelnde Bereitschaft, Schmutz als Teil ihrer Aufgabe zu akzeptieren:

„In Gottes Namen, ja, dann fragen die: ‚Sind sie wohl anständig und sind sie wohl nicht dreckig oder grauslich?‘ ... Und was hat die eine gesagt – die ist aber gleich alt wie ich – tun sie wohl nicht rauchen? Dann ist mir die Geduld gerissen, das ist fünf Minuten so gegangen. Sind sie wohl eh sauber und so, und dann hab ich gesagt ... [...] jetzt irgendwo musst du dir überlegen, entweder willst du vermieten oder du musst es, du musst es lassen.“⁷⁸

Bezug genommen ist aber auch auf die Zuschreibung, Leiharbeiter seien unter Umständen schmutziger, „grauslicher“ als die beliebteren (weil eventuell zahlungskräftigeren?) Urlaubsgäste. Sowohl wem zugeschrieben wird, Ekel auszulösen oder zu verantworten,⁷⁹ als auch, wer Ekel erdulden muss beziehungsweise mit dessen materiellen Ursachen konfrontiert ist, steht für gewöhnlich⁸⁰ in der Hierarchie weit „unten“ – oder in umgekehrter Richtung: Wer seine eigene gesellschaftliche Position relativ „niedrig“ einschätzt, ist scheinbar aus einem unhinterfragten Selbstverständnis heraus eher dazu bereit, Schmutz zu beseitigen. Hier eine Vermieterin, die in den 1960er Jahren in eine Privatvermietung eingehieiratet und diese sukzessive von der Schwiegermutter übernommen hat:

„Ich bin aus einem armen Haus heraus ... mit zehn, äh sechs Geschwistern, ich hab keinen Vater gehabt, weil der gestorben ist, die Mami ist da gestanden. Ich hab da eingehieiratet und ich war ... dankbar, jeden Tag war ich dankbar. [...] Und ich bin eine, die es gern sauber hat, ich mag das gern, ja [...] ich habe viel geputzt, sehr viel geputzt, ja.“⁸¹

Auch in diesem Zusammenhang wurden Vergleiche zum Hotel angestellt, in dem es für „die Drecksarbeit Angestellte“⁸² gäbe, die jene Aufgaben erledigten, „für die man ja gar keine Österreicher mehr finden täte“⁸³. Die Verknüpfung posi-

77 Silberzahn-Jandt 2001 (wie Anm. 19), 49.

78 Röthl, Martina: Interview/19 mit Hannelore W. (Jg. 1962), geführt am 24.5.2011 in T.

79 Douglas u. Luchesi 1992 (wie Anm. 33), 149.

80 Ausgenommen werden müssen hier wohl z.B. Motive christlich-abendländischen Zuschnitts, die sich auf die Gebot der Demut und des Dienens beziehen.

81 Röthl, Martina: Interview/14 mit Margit F. (Jg. 1945), geführt am 20.7.2011 in Innsbruck.

82 Röthl, Martina: Interview/52 mit Franz A. (Jg. 1944), geführt am 14.1.2011 in Silz.

83 Röthl, Martina: Interview/10 mit Else L. (Jg. 1970), geführt am 15.3.2011 in Fügen.

ver Charaktereigenschaften wie Verlässlichkeit oder „Anstand“ mit Reinlichkeit und Ordnungsliebe spiegelt eine hygienebasierte Weltsicht wider, wie sie sich in etwa ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auszubilden begann.⁸⁴ Die Nichteinhaltung der Ordnung ist gleichzusetzen mit „Zeitverlust, Verwirrung, Sünde, Gefahr, Krankheit und Verderben: Chaos“⁸⁵. Gemeinsame Vorstellungen von Ordnung oder Unordnung, von Ekel oder Verträglichkeit schaffen Gemeinschaft. Nationale oder ethnische Stereotype sind eine mögliche Rahmung, um Zusammengehörigkeitsgefühlen oder eben der Abgrenzung zum/zur je Anderen Ausdruck zu verleihen. Was die Reinlichkeit angeht, so erzählte eine Vermieterin beispielsweise, dass „die Franzosen“, die schlimmsten gewesen seien „weil die haben den ganzen Dreck unter die Betten hineingeworfen“⁸⁶. Am besten schneiden „die Deutschen“ ab: „Und die Deutschen sind ja, also ich persönlich habe nichts gegen die Deutschen, muss ich sagen. Er [gemeint ist der deutsche Gast] ist sauber, er ist ordentlich, er ist verlässlich.“⁸⁷

Auch die Orientierung an gängigen Geschlechterstereotypen bestätigte sich bei der Auswertung der Interviews mehrfach. Über die Hälfte der Interviewpartnerinnen hatte zum Beispiel über gewisse Zeitspannen hinweg Care-Tätigkeiten, meist die der Altenpflege, übernommen. Obwohl physische und psychische Belastungen ausführlich geschildert wurden, strichen Vermieterinnen die Vereinbarkeit mit der Vermietungstätigkeit als positiv heraus. Rein von Männern betriebene Privatvermietungen gibt es in Tirol kaum,⁸⁸ Ehemänner, Söhne und Brüder sind in Arbeitsprozesse, aber in ganz unterschiedlichen Ausmaßen eingebunden. Dass die Verteilung von Aufgaben vielfach entlang bestimmter symbolischer Markierungen verläuft,⁸⁹ wird etwa deutlich, wenn Männer die Abfälle zur Entsorgungsstelle bringen, meist aber die Frauen den Müll sortieren und bündeln.⁹⁰ Ekelträchtige

84 Vgl. Breuss, Susanne: Die Stadt, der Staub und die Hausfrau. Zum Verhältnis von schmutziger Stadt und sauberem Heim. In: Hörandner, Edith u.a. (Hg.): Urbane Welten. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz. Wien 1999, 353-377.

85 Langreiter, Nikola u. Rolshoven, Johanna u. Steidl, Martin: Ordnung ist nur das halbe Leben ... In: Langreiter, Nikola u.a. (Hg.): SOS Sauberkeit Ordnung Sicherheit in der Stadt. Innsbruck 2010, 7-22, 11.

86 Röthl, Martina: Interview/42 mit Maria W. (Jg. 1939), geführt am 9.8.2011 in Roppen.

87 Röthl, Martina: Interview/5 (wie Anm. 44).

88 Interviewt wurden neun Männer, allerdings nur zwei, die die Privatvermietung quasi im Alleingang betreiben.

89 Vgl. dazu: Reuter, Julia: Geschlechterleben im Privathaushalt. Die Macht der Gleichheit und die Ohnmacht der Gesten. In: Reuter, Julia u. Wolf, Katja (Hg.): Geschlechterleben im Wandel. Zum Verhältnis von Arbeit, Familie und Privatsphäre. Ausgewählte Beiträge der 4. Fachtagung Frauen-/Gender-Forschung in Rheinland-Pfalz. Tübingen 2006, 263-278, 271.

90 Vgl. dazu: Silberzahn-Jandt, Gudrun: Frauen, Müll und Geld. Zum Zusammenhang von häuslichem Handeln und Müllkultur. In: Hofmann, Michael (Hg.): Ökostile. Zur kulturellen Vielfalt umweltbezogenen Handelns. Marburg 1999, 145-169. Windmüller, Sonja: Abfallkultur. Volkskundliche Aspekte des modernen Mensch-Müll-Verhältnisses. In: Both, Frank u. Fansa,

Routinarbeiten führen tendenziell eher Frauen aus, Männer schreiten bei Härtefällen – dem verstopften Abfluss, der überlaufenden Toilette – ein.

Hierarchien zwischen Gästen und Gastgeberinnen und Gastgebern leiten sich aus dem Dienstleistungsverhältnis an sich ab. Analog zu der von Gudrun Silberzahn-Jandt angedachten „Kultur der Pflegenden“ lässt sich eine Kultur der touristischen Dienstleistung denken,⁹¹ deren Ideale und Bilder ebenso unterschiedlich sind wie jene von kranken und gesunden Menschen. Unter diesem Gesichtspunkt sind spezielle dispositive Bedingungen der Privatvermietung auszuweisen: Anders als in Hotel oder Pension ist die Person, die Mülleimer entleert, Müll sortiert, Toiletten reinigt und Betten frisch bezieht, jeweils dieselbe, die für Empfang, Service und Animation zuständig ist. Durch die überblickbare Anzahl der Gäste gibt es in der Privatvermietung außerdem kaum Distanz durch Anonymität.⁹² Auf Touristinnen und Touristen, die sich für die Privatvermietung entscheiden, trifft zudem verstärkt zu, dass sie – mit Konrad Köstlin formuliert – die intime Erfahrung „in der Unvermitteltheit der urlaubigen Bergwelt suchen, bei Eingeborenen“⁹³. Gäste, besonders Stammgäste, wünschen sich Ursprünglichkeit, Nähe und Gemeinschaft. In Emotionskonzepten scheint zudem die Vorstellung eingeschrieben, dass positiv besetzte Gefühle wie Liebe, Zuneigung oder generelles Wohlwollen Ekel verhindert. Dies eröffnet sowohl Vermieterinnen und Vermietern als auch Gästen die Möglichkeit, Sympathie mit „Nicht-Ekeln“ zu belegen oder zu beweisen. Eine Vermieterin, deren Sohn von Down-Syndrom betroffen ist, erzählt beispielsweise: „Es hat auch Gäste gegeben, die haben den [den Sohn] mitgenommen und haben mir den versorgt, wenn ich keine Zeit gehabt habe. Haben ihn gewickelt und alles, muss ich auch sagen.“⁹⁴ Im Bereich der Privatvermietung sind die Regeln und Grenzen dessen, was als „Go“ oder „No-Go“ zu gelten hat, weniger klar definiert als in gewerblichen Unterkünften und sie müssen daher jeweils situationsbezogen und vor dem Hintergrund eigener Wertvorstellungen ausverhandelt und legitimiert werden. Dazu ein Beispiel, in dem eine Ekelerfahrung im Zusammenhang mit Menstruationsblut geschildert wird, welches quasi als „das *Abjekt des Kulturprozesses*“⁹⁵ aufzufassen ist:

Mamoun (Hg.): Müll. Facetten von der Steinzeit bis zum Gelben Sack; Führer durch die Ausstellung. Oldenburg 2003, 113-121.

91 Silberzahn-Jandt 2001 (wie Anm. 19), 58.

92 Anders verhält es sich etwa bei der Vermietung von Ferienwohnungen und bei Kurzaufenthalten in stark frequentierten Tourismus-Orten.

93 Köstlin, Konrad: Lust aufs Ganze. Die gedeutete Moderne oder die Moderne als Deutung – Volkskulturforschung in der Moderne. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 98 (1995), 255-275, 273.

94 Röthli, Martina: Interview/2 (wie Anm. 4).

95 Menninghaus 2002 (wie Anm. 42), 51 kursiv im Original.

„Einmal, da hat einfach ein fremdes Fräulein, die hat nicht ins Haus gehört, bei zwei jungen Männern im Doppelzimmer geschlafen und ist dann ganz frech mit ihnen zum Frühstück gekommen, hab ich noch gar nichts gesagt. Ich bin dann runter, wollte das Zimmer machen mei, da hat es ausgeschau! Überall Blut – im Bett, auf den Leintüchern, sogar auf dem Lichtschalter. Die haben da geschnackelt zu dritt und sie hat die Regel gehabt so eine Schweinerei zurückgelassen, hab ich mich geграust [geekelt]! Da hab ich gesagt: ‚So nicht mit mir! Das könnt ihr selber putzen, ich nicht!‘ Ich hab ihnen Putzzeug gegeben, haben sie dann auch gemacht, war ihnen schon zu blöd.“⁹⁶

Bemerkenswert scheint hier vor allem, dass die Ordnung offensichtlich aufgrund von Moralvorstellungen, auf die sich die Vermieterin beruft, durcheinander geraten ist. In einem Hotel wäre die junge Frau, die kein zahlender Gast war, des Hauses verwiesen worden oder man hätte ihr die Übernachtung verrechnet. Hinsichtlich des verschmutzten Zimmers wäre aber Diskretion zu erwarten gewesen.⁹⁷ Die Privatvermieterin hingegen hätte in diesem Fall die blinde Passagierin im Haus großzügig toleriert. Im Interview rechtfertigt sie ihre Empörung sowohl mit der sexuellen Handlung in einer Dreierkonstellation als auch mit ihrem Ekel. In der Konfrontation mit den Gästen stützt sie sich argumentativ-rhetorisch aber ausschließlich auf das ihr zugemutete Ekel-Erlebnis.

Resümee und Ausblick

Normierung funktioniert über allgemein gültige und durchwegs anerkannte Regeln. Ekel, so Utz Jeggle, sei eine der Grundlagen für Kultur, denn: „ohne Ekel keine Schranken, keine Regeln, keine Tabus.“⁹⁸ Was den Bereich der touristischen Beherbergung betrifft, so existieren zum Teil – dies nicht zuletzt durch Kategorisierung und Prädikatisierung⁹⁹ – klar ausformulierte und verbindlich gemachte Vorgaben. Insgesamt sind diese, so dürfte deutlich geworden sein, auch anhand von Bezugnahmen auf Definitionen von Ekel und Ekelgrenzen zustande gekommen. Touristische Strategien zielen grundsätzlich darauf ab, dem Gast einen möglichst

96 Röthl, Martina: Interview/53 (wie Anm. 18).

97 Vgl. dazu: Stolz, Matthias: „Manche Männer benehmen sich wie Tiere.“ In: Die Zeit, Zeit Magazin Nr. 24 vom 9. Juni 2011. Online verfügbar: <http://www.zeit.de/2011/24/Hotel-Zimmermaedchen> (Stand: 10.12.2011).

98 Jeggle (wie Anm. 55), 39.

99 Der Verband der Tiroler Privatvermieter hat in den 1980er Jahren mit der Aktion „Das empfohlene Privatquartier“ verbindliche Vorgaben geschaffen, seit 1996 besteht die Möglichkeit zur „Prädikatisierung“. Unterkünfte müssen gewissen Standards entsprechen, werden regelmäßig kontrolliert und mit 1 bis 4 Edelweiß ausgezeichnet.

angenehmen Aufenthalt zu ermöglichen. Sowohl individuell als auch kollektiv beziehungsweise tourismuspolitisch werden Interessen verfolgt, die Mechanismen bedingen, das Unangenehme, das Eklige zu vermeiden, es zu verbergen, zu kaschieren, es zu umgehen und ausgespart zu lassen. Die Welt ist um Tabubereiche herum konstruiert und organisiert, abgedeckt wird dabei auch die Realität menschlicher Gefühle. Als erlernter Automatismus ist Ekel ein protektionistisches Prinzip der Abschottung. Ontologisch ist er aber auch damit in Zusammenhang zu bringen, was er hervorruft – nämlich Hygienemaßnahmen und ganz bestimmte Vorstellungen von Ordnung und Sauberkeit. Weiter weist Ekel eine lustvolle Dimension auf, die sich aus der Aussicht darauf ergibt, konstruierte Ordnungen und Einheiten aufzubrechen, was gleichzeitig einer kritischen Funktion von Ekel entspricht. Für den touristischen Bereich lassen sich diesbezügliche Indizien häufig entlang des schmalen Grates zwischen (der Inszenierung von) Authentizität und dem Abjekten isolieren. Darüber hinaus können ausgehend von dem, wovor wir uns ekeln, einerseits Fragen nach Identität, Integrität und nach den Bezugspunkten der jeweiligen Selbstzuschreibungen gestellt werden, denn Zusammengehörigkeitsgefühle scheinen mehr aus den gemeinsamen Vorstellungsbildern zum Ekeln als aus gemeinsamen Vorlieben zu entstehen. Andererseits funktionieren Abgrenzung und Abwertung sowie gesellschaftliche Positionszuweisung über Zuschreibungen, die sich auf Definitionen von Ekel und Abscheu beziehen. Ekel ist nicht nur als Verbindungslinie zwischen Körper und Kultur¹⁰⁰ zu verstehen, sondern auch als Zeichen, das „das Andere“ beziehungsweise „die Anderen“ markiert. Bedeutungsaufladungen, die mit dem Ekelhaften korrespondieren, unterliegen einem ständigen Wandel, stehen immer im Verhältnis zu kulturellen Vorgaben und Rahmungen und können doch im hohen Maße individuell zugeschnitten sein. Auf einer ersten, körperlichen Ebene dient Ekel der Grenzziehung und der Abstoßung von Gefährlichem und Unverträglichem,¹⁰¹ auf einer zweiten Ebene werden über ihn sowohl bewusst und strategisch als auch unbewusst Differenzen hergestellt, die – eingeschrieben in Wissensordnungen – als Orientierungspunkte von Subjektivierungsprozessen zu betrachten sind. Ausgehend von Sprache und Körperlichkeit ließ sich darauf hinweisen, dass die Gestaltung touristischer Räume stark auf soziale Räume, auf spezifische Raumpraxen¹⁰² und auf Wahrnehmungsnormen wirkt. Forschungspraktisch scheint der Blick auf das Abjekte insofern lohnend, als dass es Stellen markiert, die nicht nur über den Status Quo von Regelmäßigkeiten und Ordnungssystemen informieren, sondern auch den empirischen Zugriff auf Verläufe ihrer Implementierung erlauben.

100 Jeggle (wie Anm. 55), 40.

101 Ebd. 29.

102 Vgl. Lefebvre, Henri: *The production of space*. Oxford u.a. 1991.

Kabinenparty. Ethnografische Annäherungen an einen ausgewiesenen Ort der Selbstbefriedigung

Alexander Piff

In der Nähe einer vielbefahrenen Einkaufsstraße, gegenüber eines Wettbüros und eines Computer-Service-Shops: Zwei gesonderte Eingänge eines zusammengehörenden Geschäftskomplexes, einer davon ist mit der Aufschrift „Multi-Video-Show“ versehen.

Düster. Schummriges Licht, dunkle, ins Violette reichende Farben. Die Video-Kabinen beginnen am Ende des Eingangsbereiches. Dort steht ein Klapptisch, der den Eindruck einer improvisierten Barriere vermittelt.

Laut. Stöhnen dringt aus einer nicht näher identifizierbaren Kabine. Eindeutig keine Äußerung eines anwesenden Menschen, sondern aus einem Film.

Gestank. Erste Assoziation: Abgestandene Luft.

Scham, Beklemmung. Das Eintreten ist mir schwer gefallen, mich überkommt Angst vor einem Aufeinandertreffen mit anderen Personen.

Das Angebot nicht rein privater Räume für das Ausleben sexueller Praktiken und Vorlieben ist vielfältig. Offizielle, das heißt in Erotikführern ausgewiesene Orte für Menschen unterschiedlichster Orientierungen und Neigungen wie Bordelle, Sauna- und Swingerklubs, aber auch inoffizielle, zumeist in Internetforen verhandelte und umgedeutete Räume wie Raststätten existieren in ganz Tirol.¹ Gesetzliche Vorgaben zur Nutzung wie Volljährigkeit, aber auch von den Betreibern vorgegebene Verhaltensregeln bilden den normativen Rahmen der offiziellen, gewerblich genutzten Orte. Die Besucher/innen und die Verantwortlichen werden mit diesen Strukturen tagtäglich konfrontiert.

Die von marktwirtschaftlichem Interesse geführten, in geschlossenen Gebäuden angesiedelten ‚Sex-Orte‘ funktionieren im Wechselspiel von Angebot und Nachfrage. Sie decken sich jedoch nur bedingt mit jenen Räumen, die in den Foren diskutiert und verhandelt werden. Die zur Verfügung gestellten, bestimmten Praxen zugewiesenen Örtlichkeiten werden von den Nutzer/inne/n überdies

¹ <http://www.erotikforum.at/forums/61-Tirol?s=9266ab205b2a0f51b4f49922bfd5098e> (Stand: 30.5.2015).

nicht immer in der vorgegebenen, eingeforderten Form verwendet. Darauf deutet zumindest das im Rahmen dieser Arbeit untersuchte Feld eines vermeintlich einsamen Ortes hin: die Videokabinen.² Ziel der Untersuchung ist es, sich ethnografisch dieser ausgewiesenen Lokalität der Selbstbefriedigung anzunähern. Dabei stehen die Perspektiven der dort arbeitenden Personen und ihr Umgang mit diesem Ort im Mittelpunkt. Die Kabinennutzer³ selbst bleiben eine Leerstelle der Untersuchung. Die Frage, warum das Geschäftsmodell trotz zeit- und ortsunabhängiger Verfügbarkeit pornografischen Materials durch das Internet weiterhin noch gut funktioniert, bildet den Ausgangspunkt dieser Arbeit.

Im Spannungsfeld zwischen den normativen Vorstellungen der Betreiber/innen und der praktischen Aneignung durch die Nutzer entsteht die Schwierigkeit, und zugleich der Reiz, die Videokabinen in ihren vielfältigen Funktionen zu untersuchen. Grundsätzlich liegt dies vor allem auch daran, dass sie sich keiner der beiden, häufig unreflektiert gebrauchten Raumkategorien ‚öffentlich‘ und ‚privat‘ eindeutig zuweisen lassen. Dieses dualistisch angelegte, „ideelle gesellschaftliche Struktur- und Ordnungsmuster“⁴ gibt zwar einen Teil des gesetzlichen Referenzrahmens wieder, der bestimmtes Handeln in den privaten oder öffentlichen Raum zuweist.⁵ Es greift aber als Analyseperspektive viel zu kurz. Vielmehr stellen die Videokabinen einen Grenzraum dar, der zwischen den Kategorien ‚öffentlich‘ und ‚privat‘ changiert. In der Spezifik dieses Graubereichs scheint auch, wie noch zu zeigen sein wird, eines der erotischen Potenziale des Ortes zu liegen. Für die hier arbeitenden Personen dagegen ergibt sich aufgrund von überproportional-präsenten Körperlichkeit eine erhöhte Ekelwahrscheinlichkeit.

Der Ekel, welcher bereits von Sigmund Freud in einem komplementären Verhältnis zur Lust gesehen wurde,⁶ drückt sich für das befragte Ordnungs- und Reinigungspersonal vor allem in der Beschreibung ihres Umganges mit den Ka-

2 An dieser Stelle möchte ich bei meinen vormaligen Projektpartnerinnen Iris Visintainer und Natasha Unger bedanken, die berufsbedingt nicht an der Abfassung des vorliegenden Artikels mitwirken konnten. Die Basis der ethnografischen Untersuchungen erhoben wir gemeinsam.

3 Ich verwende aus Gründen, die im Weiteren erklärt werden, für die Nennung der Kabinennutzer/innen ausschließlich das Maskulinum.

4 Ruhne, Renate: Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum (=Forschung Soziologie 193), Opladen 2003, 86.

5 Vgl. dazu die entsprechende Regelung zur „Erregung öffentlichen Ärgernisses“ in Deutschland nach §183a StGB, in Österreich die Verordnung über „Sexuelle Belästigung und öffentliche geschlechtliche Handlungen“ nach §218 StGB. Wehrheim, Jan: Der Fremde und die Ordnung der Räume, Opladen 2009, 23-24.

6 „Libido und Ekel hängen einmal assoziativ aneinander.“ Masson, Jeffrey Moussaieff (Hg.), Sigmund Freud. Briefe an Wilhelm Fließ 1887-1904, Frankfurt a.M. 1986, 304. Vgl. dazu insbesondere auch Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung, Frankfurt a.M. 1999, 275-332.

binenobjekten aus: Die im Kontext der Selbstbefriedigung der Kabinennutzer bespritzten Gegenstände und Materialien offenbaren sich in der Perspektive der Beschäftigten als eine Oberfläche, die Körperlichkeit aufnimmt und gleichzeitig repräsentiert, somit auch ein erhöhtes Potenzial an Ekelempfindungen birgt.⁷

So verschiedenartig das menschliche Ekelempfinden auch sein mag,⁸ so stimmt es als „Beförderer von Ordnung und Reinlichkeit“⁹ mit seinem Ziel zumindest prinzipiell mit dem der Betreiber der Videokabinen überein, welche ja die täglich wieder herzustellende ökonomische Rentabilität im Sinn haben müssen. In diesem konsum- und damit profitorientierten Raum soll sich Ekel den Kunden aufgrund der marktwirtschaftlichen Logik zumindest nicht vordergründig äußern. Die tagtäglich stattfindende Körperlichkeit drückt sich auf einem engen, ihr zugewiesenen Bereich aus. Das Personal sieht sich somit in unterschiedlichem Ausmaß sowohl mit sexuell aktiven Personen als auch mit deren Hinterlassenschaften konfrontiert.

Lokalaugenschein

Die Videokabinen können von montags bis freitags von 10:00 bis 19:30 Uhr, an Samstagen von 10:00 bis 18:00 Uhr benützt werden. Dabei stehen dem/der Besucher/in ein direkter Zugang über die Straße oder ein indirekter Zugang über eine Verbindungstür vom Erotikshop aus zur Verfügung. Zwölf Kabinen, die U-förmig in einem Raum angeordnet sind, dienen einem vorgegebenen Zweck: der Selbstbefriedigung. Die in Blau- und Rosatönen gehaltenen Kabinen entsprechen etwa der Größe einer Umkleidekabine eines Schwimm- oder Hallenbades. Sie sind nach oben und unten hin offen, womit nur eine visuelle Abgrenzungsmöglichkeit besteht. Zwei Bildschirme, die über Münzeinwurf oder durch den Einzug von Banknoten (bis zu 50 Euro) auf der rechten Seite aktiviert werden können, geben dem Besucher/der Besucherin die Möglichkeit, sich zwischen 64 Kanälen unterschiedlicher pornografischer Genres zu entscheiden. Für zwei Minuten Film ist ein Euro zu bezahlen.

7 Inwiefern Körperflüssigkeiten eine Funktion im Kontext sozialen Agierens der Kabinenakteure einnehmen, wäre eine untersuchenswerte, jedoch in diesem Rahmen zu weit führende und wohl auch eher in einen psychoanalytischen Bereich weisende Forschung. Vgl. dazu auch: Böhle, Fritz und Weihrich, Margit (Hg.): Die Körperlichkeit sozialen Handelns. Soziale Ordnung jenseits von Normen und Institutionen. Bielefeld 2010.

8 Menninghaus, Winfried, Ekel. Vom negativen Definitionsmodell des Ästhetischen zum „Ding an sich“. In: Stockhammer, Robert (Hg.): Grenzwerte des Ästhetischen (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1602), Baden-Baden 2002, 44-57, 56.

9 Ebd., 51.



Abb.1: Kabinenvorraum mit Blick auf zwei Kabinenaußenwände (rechts/Mitte) und auf die Filmauslage (links) (Alle Fotos: Alexander Piff)

Neben den mit Kunstleder bezogenen, zum Teil schon etwas in Mitleidenschaft gezogenen Sitzmöglichkeiten finden sich auf der Seite fest verankerte Vorrichtungen für Reinigungstücher oder entsprechende lose Behältnisse mit selbigen.

In den Kabinen befinden sich überdies metallene Mülleimer, in die Plastiksäcke gestülpt sind. In diese sollen die mit dem Ejakulat getränkten Papiertaschentücher geworfen werden. Verschiedene Hinweise in den Kabinen und im Vorraum geben dem Besucher klare Regeln im Bereich von Reinlichkeitsvorstellungen und Verhaltensweisen vor: Das Vermeiden von Verunreinigungen in den Kabinen (vgl. Abb. 4 und 5) wird dabei ebenso angesprochen wie das Schließen der Kabinentüre beim Betreten derselben und die strafrechtlichen Konsequenzen in Form einer Anzeige bei sexueller Belästigung.

Annäherungen

Nahezu alle Kabinenbesucher sind Männer, womit auch die Kabinen selbst zu einem überwiegend männlich besetzten Raum werden.¹⁰ An die 50 Personen, so

10 „Logisch, da sind Männer drinnen! (Gelächter) Ich habe bis jetzt eine Frau drin gehabt, die wollte es ausprobieren.“ Interview mit Theresa, geführt von Natascha Unger am 30.5.2012. Alle hier angeführten Eigennamen der Interviewpartner/innen wurden anonymisiert bzw. in einen herkunftsentprechenden Namen übersetzt. Die in diesem Artikel verwendeten Aussagen der Interviewpartner/innen geben Ausschnitte der persönlichen Empfindungen und Wahrnehmungen derselben wieder und entsprechen nicht unbedingt der offiziellen Position der Geschäftsführung des Erotikshops und der Kabinen.

die Schätzung einer im Shop arbeitenden Person, nutzen an einem durchschnittlichen Tag die Kabinen. Dabei gebe es auch Tageszeiten, etwa zur Mittagszeit, an denen wahrnehmbar mehr Personen die Kabinen aufsuchen.¹¹ Zusätzlich sei die Besucherfrequenz auch von den Wetterverhältnissen, Jahreszeiten und anderen Komponenten wie etwa Schließungsperioden durch Feiertage abhängig.¹² Der Umsatz der Kabinen übersteige den des anliegenden Erotikshops und liegt im Wochenschnitt im unteren vierstelligen Euro-Bereich.¹³ Die Kabinen werden einmal an jedem Geschäftstag (Montag bis Samstag) vor dem Öffnen von einer Reinigungskraft geputzt.

Eine dreijährige, immer wieder von längeren Zeiträumen unterbrochene Feldforschung und viel Reflexionsarbeit waren notwendig, um sich dem Ort, der im Fokus der hier beschriebenen Orts- und Arbeitsethnografie steht, anzunähern. Alleine das Betreten der Räumlichkeit, in denen sich die Videokabinen befinden, war für mich eine wiederkehrende Herausforderung. Den Kabinenraum selbst habe ich im Laufe der Recherche fünfmal besucht. Während der Öffnungszeiten war ich dreimal selbst im Kabinenraum, zweimal war ich auch außerhalb dieser Zeit anwesend, unter anderem während einer Kabinenreinigung. Die Interviews fanden im Aufenthaltsraum des Geschäftskomplexes statt. Von dort aus kann man Einblick in die Kabinentechnik nehmen, das heißt sowohl Änderungen am Medienangebot vornehmen und Statistiken erheben, als auch begrenzte Einsicht in die zwölf Kabinen erhalten. So wird beispielsweise ersichtlich, was und wie lange in einer bestimmten Kabine gerade geschaut wird.

Die zu Anfang beschriebenen Sinneseindrücke, die meinen Wahrnehmungen beim ersten Betreten der Örtlichkeit entsprechen, können in ihrer getrennten Nennung nicht das emotionale Moment zu jenem Zeitpunkt wiedergeben. Insbesondere der empfundene Ekel, der – um mit Winfried Menninghaus zu sprechen – „keinerlei Raum für lange Reflexionsreihen“ zulässt, geschieht affektiv.¹⁴ Das nachträgliche Sprechen über Ekel beziehungsweise die Fassung der verschiedenen

11 Interview mit Claudia, geführt von Alexander Piff am 26.7.2012. „Bei vielen ist es auch, in der Mittagspause schnell Druck ablassen, dann gehen sie wieder.“ Interview mit Stefan, geführt von Alexander Piff am 8.5.2012.

12 „Beim schlechten Wetter oder wenn die Feiertage dazwischen sind, dann sind die Kabinen voll.“ Interview mit Theresa (wie Anm. 10). „Heute scheint die Sonne. Aber an manchen Tagen, speziell [...] wenn zwei oder drei Tage frei waren, also Feiertage oder zum Beispiel Weihnachten wars einmal so, dass wir am Sonntag zugehabt haben. Montag, Dienstag dann auch. Und am Mittwoch sind wir völlig erschlagen worden von den Leuten. Da sind sie schon angestanden.“ Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

13 Diese Information erhielt ich von einer branchenkundigen Person, die ungenannt bleiben möchte.

14 Menninghaus, Ekel (wie Anm. 8), 45.

Gefühlsempfindungen in Sprache sind aber unabdingbar, um sich der eigenen analytischen Perspektive bewusst zu werden.¹⁵

Um mit der Schwierigkeit dieses Feldes zurecht zu kommen, nahm ich es zu Anfang auch in Kauf, bei den Interviewanfragen das Forschungsthema explizit anzusprechen. Obwohl diese Vorgehensweise den meisten gängigen ethnologischen Forschungspraxen und -vorgaben widerspricht, bot sich dieser Einstieg aufgrund der Vorannahme eines sensiblen, äußerst intimen Feldes an.¹⁶ Insbesondere die Frage der Gesprächspartner/innen nach der konkreten Fragestellung brachte es mit sich, dass ich ein wissenschaftliches Interesse am Thema Ekel als Legitimation meiner Anwesenheit angab. Das Problem einer suggestiven Beeinflussung, ob etwa der Ort, die Tätigkeit oder ihre Konsequenzen von den Befragten überhaupt als ‚eklig‘ wahrgenommen werden, musste damit aber verstärkt reflektiert werden.

Ich schaffte es schließlich, mit zwei Verkäufer/inne/n des Erotikshops, Stefan und Theresa, zwei halb-strukturierte, themenzentrierte Interviews zu führen. Zusätzlich gelang es mir, auch die Perspektive von Claudia, einer damaligen Mitstudierenden zu verzeichnen. Diese wohnte über vier Jahre lang in Beobachtungsnähe der Videokabinen. In ihrer Wohnung war der Selbstbefriedigungsort vor allem am Anfang der Wohnzeit Gesprächsthema. Letztlich konnte ich noch im Rahmen einer teilnehmenden Beobachtung die Reinigungskraft Kadeem zur Tätigkeit befragen. Die Erfahrung einer Kabinenreinigung führte mir meine eigenen Ekelvorstellungen und -grenzen vor Augen. Im Umgang mit den materiellen Hinterlassenschaften der Kabinennutzer kam es auch zur ersten bewussten direkten, körperlich-sensuellen Auseinandersetzung mit dem Ort.

15 Vor allem in Berufen der Kranken- und Gesundheitspflege gilt dies als neuer Standard und beschreibt einen Paradigmenwechsel im Umgang mit den Patient/inn/en. Vgl. dazu etwa: Hanna Lucassen, „Es hat getroffen.“ Gesundheitsberufler sprechen über Ekel- und Schamgefühle. In: Dr. med. Mabuse 181 Schwerpunkt: Ekel und Scham, 22–25, sowie Birgit Rudolphi, Ein peinliches Gefühl. Ekel als Tabuthema in der Pflege. In: ebd., 26–29.

16 Einen ähnlichen, wenn nicht heikleren Zugang zu ihrem Forschungsfeld hatten Mariana Koch und Claudia Bartels in ihrer Forschung zur Prostitution im Rahmen des Studienprojektes „Fokus Mittelstadt. Urbanes Leben in Göttingen – Ein Studienprojekt“. Diese versuchten die Schwierigkeiten mittels Methodenmix (narrativ und teilstandardisierte Interviews mit Expert/inn/en, Beobachtungen, Fragebögen für Nicht-Beteiligte) zu lösen. Koch, Mariana u. Bartels, Claudia: Kiezkultur: Prostitution im Fokus mittelstädtischen Lebens. In: Schmidt-Lauber, Brigitta u. Baerwolf, Astrid (Hrsg.): Fokus Mittelstadt. Urbanes Leben in Göttingen – Ein Studienprojekt (= Göttinger kulturwissenschaftliche Studien 3), Göttingen 2009, 207–222.

Scham. Die Grenzen einer Ethnografie in intimen Kontexten

Eine direkte Annäherung an die Hauptakteure der ‚Kabinenparty‘ schien mir nicht möglich, denn ich wollte nicht zum fundamental störenden, geschäftsschädigenden Element werden. Ich glaubte insbesondere am Anfang, dass aufgrund des sensiblen Feldes besondere Rücksicht auf beiderseitige Schamgrenzen zu nehmen sei. Diese Annahme eines besonders schwer zugänglichen Feldes verstärkte sich durch die Hinweise von Stefan: Er sei unter anderem deshalb eingestellt worden, weil er ein Mann ist. Die Kunden hätten weniger Probleme, so sei die Argumentation der Geschäftsführung gewesen, vor ihm die Zwischentür von Erotikshop und Kabinen zu passieren als vor einer Frau.¹⁷ Meine Annahme eines hypersensiblen Feldes wurde jedoch durch die Außen- und mehrjährige Beobachtungsperspektive von Claudia etwas relativiert: Mit der unbeobachteten Beobachtung am Balkon ihrer Wohnung konnte sie zwar einzelne Kabinenbesucher ausmachen, die mehrmals um den gesamten Häuserblock schlichen, bevor sie die Tür zu dem Kabinenraum betraten. Aber auch eine nicht zu unterschätzende Zahl an Besuchern sei direkt und ohne Zögern durch diese Tür gegangen und damit durch den auch von außen assoziierbaren Zugang zum Selbstbefriedigungsort.¹⁸ Andererseits verwies Stefan darauf, dass auch ein nicht zu unterschätzender Anteil der Kabinennutzer den Zugang über den Shop wähle.¹⁹

Insbesondere die Angst davor, selbst als sexuelles ‚Objekt‘ wahrgenommen zu werden, schränkte meinen Handlungs- und Forschungsradius ein: Sowohl den Auskünften von Stefan und Theresa als auch der Internetrecherche nach zu urteilen, dienen die Kabinen als Treffpunkte homo- oder bisexueller Begegnungen.²⁰ Ich konnte meine Vorstellung von den Kabinen als Orten aktiver homosexueller Handlungen bis zuletzt nicht gänzlich ablegen. Für die spätere Analyse bedeutete dies, dass ich Gefahr gelaufen bin, den Ort zu einseitig nach dieser spezifischen Interessensgruppe zu stereotypisieren. Von den Betreiber/inne/n der Videokabinen wird die ‚gemeinsame‘ Nutzungsform nicht geduldet, womit den Verkäufer/inne/n als Ordnungshüter/inne/n die Aufgabe zukommt, gegen solche Zwei- oder Mehrsamkeiten einzuschreiten.²¹ Über genauere Relationen der Verwendungsarten lassen sich auf der Basis meiner Erhebungen aber keine validen quantifizierenden Aussagen treffen.

17 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

18 Interview mit Claudia (wie Anm. 11).

19 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

20 Ebd. Interview mit Theresa (wie Anm. 10).

21 Interview mit Stefan (wie Anm. 11). Vgl. dazu den folgenden Abschnitt.

Aufgrund der mehr oder weniger bewussten Einschränkungen meines Forschungsblickes liegt der Fokus meiner Ausführungen auf den „Zumutungen“ im Umgang mit dem Ort und seinen Implikationen. Damit stehen für die Untersuchung vor allem jene Menschen im Vordergrund, die regelmäßig für „Ordnung und Sauberkeit“²² sorgen (müssen), damit die Voraussetzungen für ein einwandfreies, (einsames) sexuelles Erleben gegeben sind.

„Der Regelkunde ist der, der reingeht, sich erleichtert und dann wieder geht.“²³

Zwischen normativer Vorstellung und individueller Ortsaneignung

Abgesehen von den auf den ersten Blick offensichtlichen, am gesetzlich vorgegebenen Volljährigkeitsalter, den Öffnungszeiten und -tagen orientierten Rahmenbedingungen und Voraussetzungen für den Zutritt, offenbart sich der Ort der Videokabinen als überaus stark normiert. Der Kabinenvorraum ist videoüberwacht und direkt an der Kasse des Erotikshops per Bildschirm einsehbar. Für die Nutzer ist dieser Umstand nicht ersichtlich, denn es findet sich kein Hinweis auf die Videoüberwachung.

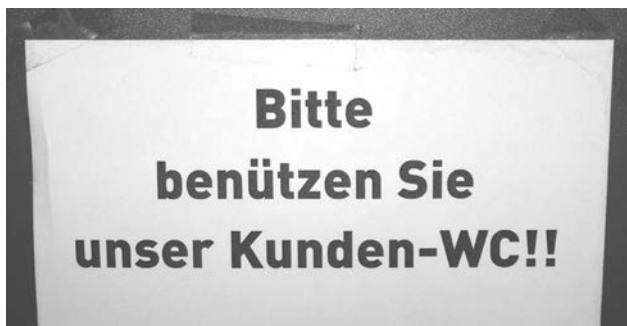


Abb. 2: Hinweis zur Toilettennutzung in einer Kabine

22 Zur Narration von Öffentlichkeit, Sauberkeit und Sicherheit in städtischen Kontexten vgl. vor allem Lauen, Guido: Stadt und Kontrolle. Der Diskurs um Sicherheit und Sauberkeit in den Innenstädten, Bielefeld 2011.

23 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

Die Kabinen sind als „Einsitzerkabinen“²⁴ konzipiert. Von der räumlichen Struktur her deckt sich diese mit der Nutzungszuschreibung an die Kabinen, die in einer einsamen Masturbation liegt. Ein separates Klo, das standardmäßig verschlossen bleibt, kann durch das Abholen und Zurückbringen eines Schlüssels benutzt werden. Ein entsprechendes Schriftstück, das in jeder Kabine angebracht ist, weist die Besucher darauf hin (Abb. 2).

Die Verkäufer/innen des Erotikshops übernehmen während der Öffnungszeiten der Kabinen die Funktion von Aufsichtspersonen und müssen mehrmals täglich, mindestens alle zwei Stunden, nach dem Rechten sehen. Dabei haben sie auch auf die Verfügbarkeit von Reinigungstüchern und den Sauberkeitszustand zu achten.²⁵

Durch die Möglichkeit, die Kabinen über einen gesonderten, direkten Zugang zu betreten, müssen die Nutzer nicht zwangsweise mit den Aufsichtspersonen in Kontakt treten. Damit entstehen in diesen aufsichtsfreien Zeiten und Räumen erst jene Freiheiten, Handlungen zu vollziehen, die nicht den normativen Vorgaben der Örtlichkeit entsprechen. Dieser Freiraum ist jedoch aufgrund von Videoüberwachung in der Praxis überwiegend vom Beobachtungswillen und -vermögen der Aufsichtspersonen abhängig. Ein eigener „Kabinenwächter“, der bis vor fünfzehn Jahren noch durchgehend(er) für geordnete Zustände im Kabinenraum zu sorgen hatte, wurde wegen des nachlassenden Interesses an den Kabinen entlassen.²⁶ Die Veränderung der Kundenfrequenz, die wie in diesem Fall direkte Auswirkungen auf die Belegschaft hatte, führte jedoch zu keiner Veränderung des Geschäftsmodells an sich, denn die Kabinen rechnen sich nach wie vor. Wie bereits angesprochen, zeigt dies der wöchentliche Umsatz sehr deutlich.

Jene Handlungen, die neben der offensichtlichsten und geduldeten – der Selbstbefriedigung – stattfinden, sind vielfältig. Die Kabinen werden wie bereits erwähnt von den Kunden nicht zwangsweise als einsame Lustbefriedigungsorte wahrgenommen. Darauf verweist unter anderem die Praxis des Post-it-Anbringens in den Kabinen. An einem von mir fotografierten Kabinenobjekt zeigt sich der Aushandlungsprozess zwischen Kabinenordnung und Kabinennutzer in besonderer Weise materialisiert: Eine Werbung für Masturbationshilfen diente einem Nutzer dazu, so scheint es, eine/seine (?) Kontaktnummer mit entsprechendem Angebot anzubringen. Die Art der Entfernung der Daten deutet darauf hin, dass dies wahrscheinlich kein weiterer, interessierter Kabinennutzer war, sondern eine Person, welche die Informationen unlesbar machen wollte (Abb. 3).

24 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

25 Ebd. Gedächtnisprotokoll Kabinenreinigung vom 15.4.2014.

26 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).



Abb. 3: Beschriftete Werbeanzeige für Masturbationshilfen

Art in nicht allzu weiter Entfernung existiert, erfüllen die Kabinen in gewisser Weise auch diesen Zweck.²⁸

Eigene Verhaltenscodes, die sowohl von Stefan als auch im Internet beschrieben wurden, verweisen auf diese Aneignungspraxis: Eine unverschlossene oder gar geöffnete Kabinentür gilt demnach als Einladung für andere Besucher, sich ge

Der Befund eines gemeinsam genutzten, sexuell verstandenen Raumes erhärtet sich auch dadurch, dass in Erotikforen vereinzelt von bi- oder homosexuellen Männern gezielt nach Begleitung für den Kabinenbesuch gefragt wird. Insbesondere wird das Bedürfnis nach einem gemeinsam genutzten, sexuell-konnotierten Ort auf verschiedenen Ebenen angesprochen. Neben den erwähnten Kontaktanknüpfungsversuchen gibt Stefan etwa an, regelmäßig nach einem Erotikkino gefragt zu werden. Das ist ein Ort, an dem man wie in einem herkömmlichen Kino gemeinsam Filme, jedoch mit pornografischem Inhalt, ansieht. Dabei komme es auch vor, dass die Besucher sich in ihrer Masturbation gegenseitige 'Unterstützung' zukommen lassen.²⁷ Obwohl eine inoffiziell gehandelte Einrichtung dieser

27 Interview mit Stefan. Vgl. dazu die Magisterarbeit von Wolfmayr, Georg: Das Interesse am Verbotenen. Die (Re)Produktion räumlicher Differenz im Nonstop-Kino Graz, Graz 2010. Wolfmayr, der sich aus stadtsoziologischer und kulturwissenschaftlicher Sichtweise dem Nonstop-Kino Graz gewidmet hat, war auch in Form einer (teilnehmenden?) Beobachtung während einer Filmvorstellung anwesend und hatte anfänglich Schwierigkeiten, die Codes des Ortes richtig zu deuten. Vgl. dazu insbesondere seinen „Tagebucheintrag“ auf 76-84.

28 Zur Praxis sogenannter „Cruisingareals“ vgl. insbesondere Mooshammer, Helge: Cruising – Architektur, Psychoanalyse und Queer Cultures, Wien 2005.

meinsam darin zu vergnügen. So erzählte mir ein weiterer Mitarbeiter des Erotikshops, wie er mit Schrecken Augenzeuge des Liebesspiels eines älteren und eines beträchtlich jüngeren Mannes wurde.²⁹ Die langjährige, „eigene“, d.h. nicht von einer Reinigungsfirma angestellte, weibliche Reinigungskraft sei mehrmals von solchen Angeboten der Besucher „belästigt“ worden. Mit ihrem resoluten Handeln – Zuschlagen der Kabinentüre – habe sie auch hier ihrem inoffiziellen, im Geschäft vergebenen Namen der „Wilden Hilde“ alle Ehre gemacht.

Die Toilette bleibt wie bereits erwähnt standardmäßig verschlossen. Stefan begründete dies damit, dass der Raum dann nicht für sexuelle Praktiken genutzt werden könne.³⁰ Mit dem Abholen und Abliefern des Schlüssels bei dem/der Verkäufer/in entsteht ein kurzzeitiges Kontrollverhältnis zwischen ihm/ihr und dem Kunden. Somit ergeben sich bereits im Kleinen verschiedene Zuschreibungen an Unterbereiche des gesamten Ortes, die sexuell und nicht-sexuell definiert und konnotiert sind. Andererseits wird die Einschränkung deutlich, dass hier Sexualität ausschließlich in Form einer einsamen Lust- oder Triebbefriedigung in den dafür zugewiesenen Kabinen stattzufinden habe.

Stefans Aussage bezüglich einer gemeinsamen Lustbefriedigung verweist darauf, dass solche Vorgaben den Kunden gegenüber nicht oder nur indirekt durch das Einschreiten bei einer solchen Praxis kommuniziert werden. Die Argumentation ihrer Existenz wird hier schnell brüchig, da sie nur auf eine ‚ordnungswidrige‘ Praxis referiert – jene der Anwerbung von potenziellen Kunden durch Prostituierte. Dennoch, das verdeutlicht die erwähnte Aussage von Stefan sehr genau, offenbaren sich die Grenzen der Umsetzung der normativen Vorstellungen in den kurzen Präsenzzeiten der Ordnungshüter/innen und in der selektiven Beobachtung mittels Videokamera: „Es ist kein Verbot, aber tolerieren können wir es auch nicht. Also wenn ich es sehe, dann muss ich es einstellen. Wenn ich es nicht sehe, dann habe ich es nicht gesehen. Also Bordell sind wir keines.“³¹

Das Potenzial der Kabinen als Anwerbungsort für Prostituierte konfrontiert Stefan und Theresa damit, Ordnung durch Ortsverweise, im Notfall mit der Androhung von Polizei, wiederherzustellen. Theresa argumentiert ihre Aufsichtspflicht bezüglich der Reinlichkeit gezielt auch als Legitimationsmittel, um Ordnung zu sichern beziehungsweise (wieder) herzustellen: Ein Kunde habe etwa an verschiedenen anderen Kabinentüren gelauscht und sich längere Zeit im Vorraum aufgehalten und umgeschaut. Da habe sie zweimal, unter dem Vorwand „ob eh alles sauber“ sei, einen Kontrollgang hinüber zu den Kabinen gemacht. Zudem gilt es für Theresa auch als Vorgabe, auffällige und als störend empfundene Personen

29 Gedächtnisprotokoll (wie Anm. 25).

30 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

31 Ebd.

„rauszuschmeißen“, „wenn sie aufmüpfig sind“. ³² Ein Kunde, der in Konflikt mit veränderten, das heißt verkürzten Öffnungszeiten kam, habe „schnell die Hose raufgetan“, nachdem sie ihn darauf hingewiesen habe, dass „wir [...] jetzt einmal zu[sperren]“. ³³

Als wiederkehrende, jedoch nicht alltägliche Praxis scheint das Urinieren in die Mülleimer eine besondere Bedeutung einzunehmen: „Normalerweise, also ich würde sagen, an einem normalen Tag uriniert keiner rein oder schießt rein. Das Reinscheißen war bis jetzt ein einziges Mal in meiner langen Karriere [Stefan arbeitete zum Zeitpunkt des Interviews vier Jahre hier, Anm. A.P.], und Urinieren, kommt die Woche zwei- bis dreimal vor.“ ³⁴ Zum Zeitpunkt des ersten Interviews mit Stefan im Mai 2012 war ich Zeuge eines augenscheinlich besonderen Momentes geworden. Dabei wurde mir klar, dass einige Kabinenbesucher nicht auf die Möglichkeit zurückgreifen, die hauseigene Toilette zu benutzen: „Wir haben ein separates Klo, damit uns die Leute nicht in die Kabinen machen. Durch die Prostatastimulation müssen einige auch noch aufs Klo, oder vorher. Ja, heute in der Früh waren sechs voll. Sechs Eimer.“ ³⁵

Die Mülleimer, deren Metall durch diese Praxis zu oxidieren beginnt, werden zu stummen Zeugen einer von den Betreibern nicht gewünschten Handlung. Sie besitzen damit – so scheint es – das größte Potenzial, um als ekelbesetzte Gegenstände in den Kabinen wahrgenommen zu werden. Dabei gilt der Umgang mit den Eimern für Stefan auch als persönliche Handlungsgrenze einer ‚ungeschützten‘ Putztätigkeit, andere Zonen der Kabinen sieht er als weniger bedenklich an: „Den Mülleimer greife ich jetzt nur mit Handschuhen an, auf die Stühle setze ich mich jetzt auch selber drauf, zum ‚handlen‘ in den Kabinen. Das ist nicht so das Problem, nein eigentlich nicht.“ ³⁶ In zwei Kabinen, darauf wies mich überdies die Reinigungskraft Kadeem mit Schmunzeln hin, würde ein Kunde „immer seine Schweinereien machen“ ³⁷, das heißt auch auf die Kabinenwände und Sitzgelegenheiten urinieren. Der bereits angesprochene, in den Kabinen befestigte Hinweis zur Benützung der Toilette erklärt sich aus dieser Praxis und der des Mülleimerurinierens.

Als Zuständige für die Entfernung der entstandenen Verschmutzungen nehmen die Reinigungskräfte für die Wiederherstellung der Vorgaben von Reinlichkeit und Ordnung eine zentrale Rolle ein. Die Reinigungsfirma, in deren Auftrag die Putzkräfte die Kabinen jeden Tag säubern, habe man erst auf die spezifischen

32 Interview mit Theresa (wie Anm. 10).

33 Ebd.

34 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

35 Ebd.

36 Ebd.

37 Gedächtnisprotokoll (wie Anm. 25).

Ekelzonen einstimmen müssen: „Ja, wie soll ich sagen, es ist vielleicht ganz witzig, wenn man mit einer Firma darüber verhandelt, ja nicht nur den Boden zu wischen, auch die Wände, da ja Spritzer auch mal an die Wand gehen. Sowas hat man halt sonst nirgends.“³⁸

Das Ekelpotenzial haftet letztlich an den von den Reinigungskräften zu ordnenden Gegenständen. Den materiellen Hinterlassenschaften der Selbstbefriedigungsorte begegnen diese erst am jeweiligen Folgetag. So lässt auch die zeitliche Zuweisung der Putztätigkeit vor die Öffnungszeit der Kabinen ein Aufeinandertreffen zwischen Kabinenbenutzer und Reinigungskräften heute nicht mehr zu. Diese können so nur über die Hinterlassenschaften Bezug zu den Akteuren gewinnen. Kadeem betonte sogar, dass er froh sei, nicht „daneben“ arbeiten zu müssen.³⁹ Vor einigen Jahren war die hausinterne, weibliche Reinigungskraft noch direkter konfrontiert mit den Besuchern, da auch die Frequenz der Besucher noch um einiges höher war und dementsprechend zweimaliges Putzen am Tag als Pflicht angesehen wurde.⁴⁰

„Breachreiz kriegt man schon am Anfang.“⁴¹ Ekelmomente und ihre Bewältigung

Ekel verwirft bestimmte Objekte und fördert damit „Reinlichkeit und Ordnung“.⁴² Die Basemotion diene nach Menninghaus wiederholt als Fluchtpunkt einer Auseinandersetzung um die europäische Geisteskultur, sie fungierte als Indikator gesundheitlicher Gefährdung, als Komplement des Ästhetischen ebenso wie als Bestandteil des Erkenntnismodells Friedrich Nietzsches.⁴³

Sigmund Freud, der den Ekel insbesondere dem Geruchssinn zuordnete, sieht in ihm die entscheidende Grenzmarkierung zwischen Natur und Kultur. Er basiere auf einer Verdrängungsleistung des Sexualtriebes. Dabei sei jedoch in der Verwerfung der ‚tierischen‘ Triebanteile, welche mit der Kulturentwicklung und dem aufrechten Gang ihren Ursprung besitze, gleichzeitig auch die Lust in Form der Konversion weiterhin präsent geblieben.⁴⁴

Eine Präzisierung der beziehungsweise eine Rückkehr zu den Theorien Freuds vollzog die Psychoanalytikerin und Literaturkritikerin Julia Kristeva. In ihrer Dik-

38 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

39 Gedächtnisprotokoll (wie Anm. 25).

40 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

41 Ebd.

42 Menninghaus, Ekel. Vom negativen Definitionsmodell (wie Anm. 7), 51.

43 Ebd., 44-49.

44 Ebd., 50-51.

tion werden die durch Ekel verworfenen Objekte als Abjekte bezeichnet. Sie sind in ihrer nunmehrigen „Bedeutungslosigkeit“⁴⁵ aber weder objekt- noch subjekt-mäßig zu fassen.⁴⁶ Der Vorgang der Abjektion gestaltet sich als einer des Selbstschutzes: „It is thus not lack of cleanliness or health that causes abjection, but what disturbs identity, system, order.“⁴⁷ Als zentraler Fokus kann bei Kristeva die Herstellung von Subjektivität genannt werden, das heißt die Aushandlung der eigenen und kollektiven Grenzen mittels Abjekt und Abjektion.⁴⁸ Diese werden zu den „safeguards“ und „primers of my culture“.⁴⁹ In einem ähnlichen Verhältnis wie es Freud beim Ekel und der Lust formuliert hatte, wird das Abjekt bei Kristeva gleichzeitig in seiner Umkehrung sublimiert, was jedoch nichts an seiner Objektlosigkeit ändern würde.⁵⁰

Das für die vorliegende Untersuchung erhobene Material verweist auf einen Aushandlungsprozess im Arbeitskontext des Personals, der zwischen Selbstschutz, Distanzierung und ökonomischer Logik zu sehen ist. Die Körperlichkeit der Kabinennutzer, vorhanden in Form von Körperflüssigkeiten, aber auch direkter wahrgenommen durch Hautkontakt beim Geldwechseln etwa, wird mittels verschiedener „Instrumente“ auf Abstand gehalten. Die Greifzange für gebrauchte Papiertaschentücher am Boden ist nur ein (offensichtliches) Ekelabwehrinstrument. Häufigeres Händewaschen oder die Verwendung von Handschuhen sind weitere Handlungshilfen, die im Umgang mit den potenziell ekligen Objekten verwendet werden. Im direkten Kontakt mit den Kunden entfallen diese Instrumente beziehungsweise werden sie, wie an den später angeführten Aussagen von Theresa ersichtlich, zeitlich versetzt angewandt.

In den Worten Kristevas ist das „System“, das in Gefahr ist, untergraben zu werden, die von den Betreibern auch visuell eingeforderte Reinlichkeitsordnung. Drei in den Kabinen angebrachte Verhaltenshinweise zielen in diese Richtung: Die Benutzung der erwähnten Kundentoilette wird eingefordert (Abb. 2, s.o.), ein allgemeiner, als Bitte formulierter Hinweis fordert den Kunden auf, die Kabinen sauber zu halten (Abb. 4), und schließlich überträgt ein Hinweis den Sauberkeitsanspruch auch auf den Kunden selbst (Abb. 5). Letzterer liest sich beinahe als

45 Ein Abjekt ist nach Kristeva als ein verworfenes, radikal ausgeschlossenes Objekt zu begreifen, das einen selbst einem Ort näher bringt, an dem Bedeutungslosigkeit herrscht. Kristeva, Julia: *Powers of Horror. An Essay on Abjection*, übersetzt von Leon S. Roudiez, New York 1982, 2.

46 Kristeva, *Powers of Horror* (wie Anm. 45), 1-2.

47 Ebd., 4.

48 Becker-Leckrone, Megan: *Julia Kristeva and Literary Theory (Transitions)*, Basingstoke 2005, 19-41.

49 Kristeva, *Powers of Horror* (wie Anm. 45), 2.

50 Becker-Leckrone, Julia Kristeva (wie Anm. 48), 38.

generelle Körperhygieneaufforderung, die bei Nichtbeachtung mit 20 Euro Strafe sanktioniert wird.

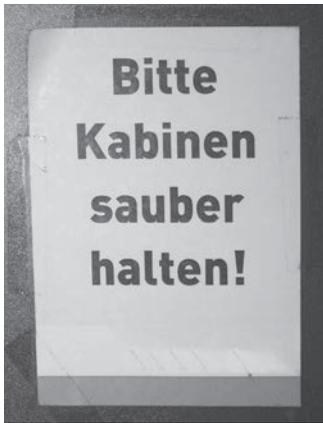


Abb. 4: Hygieneaufforderung

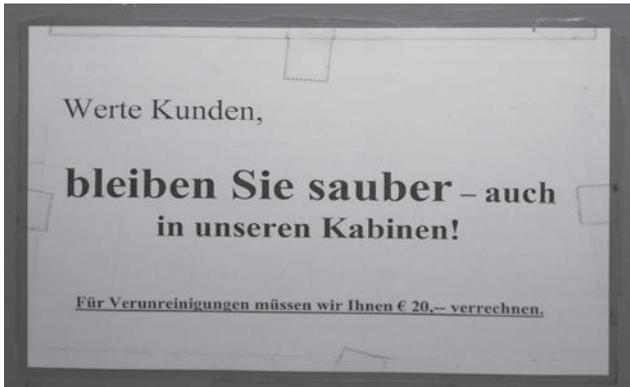


Abb. 5: Hygieneaufforderung mit Strafankündigung bei Nichtbefolgung

Ein selbstbezoglicheres Reservoir für Ekel sieht der amerikanische Psychologe Paul Rozin in allem, was unseren Körper verlässt, und in demselben Augenblick für uns zu etwas Ekelhaftem wird.⁵¹ Die Nutzung der Kabinen, die nicht in einer gemeinsamen Form stattfindet/stattfinden soll, führt über die Präsenz des Ejakulats und Urins vorhergehender Kabinenbesucher zu einer früher oder später zwangsweisen Begegnung mit fremden und männlich konnotierten Hinterlassen-

⁵¹ Rozin, Paul: Disgust. The body and soul emotion in the 21st century. In: Olatunji, Bunmi O. (Hg.), Disgust and its disorders. Theory, assessment and treatment implications, Washington D.C. 2009, 9-29.

schaften. Aus der Gegebenheit des wahrgenommenen männlichen Fremden, so könnte geschlussfolgert werden, ergibt sich über Rozins Deutung hinausgehend das gleichzeitige Potenzial einer zusätzlichen, verstärkten Ekel- und zugleich einer Lustempfindung.

Eine Konstruktion des Fremden findet in Relation zu Ort, Zeit und Zuschreibungsinstanz statt.⁵² Durch die Hinterlassenschaften in den Mülleimern, an den Kabinenwänden oder auch auf den Bildschirmen sind die Ausscheidungen der vorhergehenden Besucher bis zum nächsten Reinigungsgang der Aufsichtspersonen präsent, eventuell auch bis zum nächsten Tag. ‚Fremd‘ sind diese zumindest in dreifacher Hinsicht, da sie einerseits nicht von einem selbst stammen, andererseits sich außerhalb des Körpers befinden, und letztlich auch nicht mit den jeweiligen Kabinenbesuchern in direkte Verbindung zu bringen, damit nicht assoziierbar sind. Das Ejakulat wird in seiner visuellen, haptischen und olfaktorischen Präsenz temporärer Bestandteil des Raumes. Urinieren die Personen auch noch in den Mülleimer oder in die Kabinen, so tritt neben die assoziierte Körperflüssigkeit der männlichen Masturbation eine der menschlichen „Notdurft“. Deren gesellschaftlich eingeforderte Verwerfung, der Toilettengang, steht in anderen moralischen Zuschreibungskontexten: Während die Masturbation kulturgeschichtlich betrachtet die Sphäre der Pathologisierung erst im Laufe des 20. Jahrhundert verlassen konnte,⁵³ stellte die Notwendigkeit eines Toilettenganges beziehungsweise der Verwerfung der Exkremente seit sehr viel längerer Zeit niemand mehr ernsthaft in Frage. Theresa vergleicht die Kabinen in ihrer „Ekel-Qualität“ dezidiert mit jener einer öffentlichen Toilette: „Wenn du auf eine öffentliche Toilette gehst, graust es dich genauso wie wenn ich bei den Kabinen schauen muss, und es liegen dann wieder [gebrauchte Papiertücher am Boden, Anm. A.P.], oder es ist zum Schluss raus alles verspritzt, dann denke ich mir – ok – Gott sei Dank gehe ich gleich wieder.“⁵⁴

Von allen drei Gesprächspartner/inne/n wird die Praxis des fehlgeleiteten Urinierens als ein Ärgernis aufgefasst. Entsprechende Handlungsmotive kann ich, da mir hierzu die Perspektiven der Akteure fehlen, nur vermuten: Ob sich dabei widerständige, bewusst gegen die Regeln des Ortes gerichtete Haltungen manifestieren, ob es sich womöglich um einen sinnlichen, sexuellen und/oder raumdefinierenden Akt handelt, oder schlichtweg nur um eine Vermeidung der

52 Wehrheim, *Ordnung der Räume* (wie Anm. 3), 31.

53 Braun, Karl: *Die Krankheit Onania. Körperangst und die Anfänge moderner Sexualität im 18. Jahrhundert* (= *Historische Studien* 16), Frankfurt a.M. 1995. Vgl. dazu auch Laqueur, Thomas: *Die einsame Lust*, Berlin 2008.

54 Interview Theresa (wie Anm. 10). Zur kulturwissenschaftlichen Einordnung öffentlicher Toiletten und deren Aneignung vgl. auch den Beitrag von Sabine Merler in diesem Band beziehungsweise ihre Masterarbeit: Merler, Sabine: *Die Aneignung öffentlicher Toiletten zwischen Ekel und Lust. Zur Verortung des Örtchens als Nicht-Ort*, Innsbruck 2012.

Aufgabe der Anonymität gegenüber dem/der Verkäufer/in? Letztlich bleiben dies nur spekulative Deutungsansätze, die ich auf der Basis meiner Erhebungen nicht näher untersuchen kann.

Das Ejakulat besitzt aufgrund seiner Funktion im menschlichen Reproduktionskreislauf, aber auch aufgrund seiner klebrigen Konsistenz und den damit verbundenen Assoziationen die Eigenschaften einer nähesuchenden Substanz. Die Ende der 1920er Jahre entwickelte Ekeltheorie von Aurel Kolnai beschreibt potenzielle Nähe oder die Erfahrung einer ungewollten Nähe als einen der zentralen Auslöser für die Ekelempfindung. Dieses intersubjektive Erklärungsmodell verweist auf eine Ebene, die außerhalb des Selbst liegt, nämlich auf eine soziale Dimension. In der Art der Verwerfung des Ejakulats, welche im Reinigungsprozess der Kabinen auch im übertragenen Sinn ein Verwerfen impliziert, werden Bewertungen sichtbar, die als Ausdruck eines Nähe-Distanz-Verhältnisses zu deuten sind. Besonders deutlich wird dies in einer Aussage von Theresa, die auf eine bestimmte, häufiger vorkommende Arbeitssituation verweist. Auf die Frage, wor vor sie sich am meisten am Beginn ihrer Arbeitszeit geekelt habe, sprach sie den Akt des Geldwechsels an:

„Ja, schon das mit den Kabinen. Also wenn jetzt einer reinkommt – Geldwechseln – wieder rausgeht, und nochmal reinkommt Geldwechseln. Das ist etwas, wo hat er das jetzt reingewischt? Hat er es noch auf den Händen oder keine Ahnung, ist auch schon etwas wo ich sagte – OK. Ja. Gschmackig!“⁵⁵

Die direkte Assoziation mit der Handlung der Masturbation, deren Ekelpotenzial für Theresa im wiederholten Geldwechseln zuzunehmen scheint, weist den Händen des Kabinenbesuchers und in weiterer Folge auch den in den Händen gehaltenen Geldmünzen und Geldscheinen eine besondere Rolle im Nähe-Distanz-Verhältnis zu. Weil der Wechselakt Bestandteil des Aufgabenbereiches der Verkäufer/innen und notwendiger Bestandteil des Geschäftsmodells ist, steht die Frage, ob Theresa von einem bestimmten Kunden Geld entgegennimmt oder etwa nicht, überhaupt nicht zur Debatte. Die gesamte Einrichtung der Kabine zielt ja gerade auf diesen Akt. Dass sie jedoch Vorbehalte gegen gewisse Kunden hat, machte sie mit einer Aussage deutlich, die ihre Wahrnehmung und Bewertung von Fremdheit auf eine Ebene mit Geruchs- und Ekelempfinden setzt:

„Wir haben Desinfektionsmittel, wenn es jetzt wirklich einer ist, der ganz eklig ist, oder wenn du weißt, ok, der riecht schon nach Schweiß, keine Ahnung, oder ist ein Ausländer, wo du nicht weißt, wo er seine Hände gehabt hat, dann gehe ich schon

⁵⁵ Interview Theresa (wie Anm. 10).

gleich Hände waschen und alles. Und ja. Mit der Zeit ist es mir dann wie – Wurstschneiden. Dass du hergehst und sagst, ok, Wechseln, nächste Arbeit. Und ja, des wird dann irgendwie zum Alltag.“⁵⁶

Der Alltagsbegriff, den Theresa an dieser Stelle verwendete, steht für die Zusammenfassung einer Gewöhnungsperspektive, die bereits zuvor im Akt des „Wurstschneidens“ metaphorisch angesprochen wurde. Auch Stefan betonte immer wieder den Gewöhnungseffekt im Umgang mit den Produkten der Videokabinenbesucher.⁵⁷ Therasas Gleichsetzung des Ekels mit den/m Fremden, verbalisiert im Begriff „Ausländer“, überträgt den Mechanismus einer Ekelabwehr auf zugeschriebene Identitätsmerkmale wie Nationalität und/oder Ethnizität: Als „Mittel der Ausschließung bestimmter Menschen und Gruppen von Menschen“⁵⁸ funktionieren beide gleich beziehungsweise hier in Kombination. Folgt man der Betrachtungsweise von William Miller, so stellen die Objekte des Ekels eine „vermeintliche Gefahr für die soziale Hierarchie dar“, welchen gegenüber wir Menschen auch mit einer Art Überlegenheitsgefühl gegenüberreten.⁵⁹ Therasas Reinigungsprozess im Nachhinein kann im Sinne Julia Kristevas als Ausdruck einer Abjektion gedeutet werden: Die Verwerfung des vorhergehenden Haut- oder Körperkontaktes mit dem „Fremden“ wird in der *ultima ratio* mit Desinfektionsmittel vollzogen. Dabei prägt der örtliche Kontext immerzu ihre Ekel-Bewältigungsstrategien. Auf die Frage, ob sie sich während ihrer Arbeit öfter die Hände waschen würde, antworte sie: „Freilich, weil beim Geld sind mehr Bakterien drauf als woanders.“ Hätte sie dieselbe Antwort gegeben, wenn sie als Verkäuferin eines Lebensmittelgeschäftes arbeiten würde?⁶⁰

Am Beispiel des „Greifers“, einer Zange mit einer etwa 40 cm langen Halterung, wird auf dinglicher Ebene ersichtlich, in welcher Form die für das Personal potenziell ekligten Gegenstände und benutzten Taschentücher auf Abstand gehalten werden können: „Ich versuche bei den Kabinen eher weniger am Boden rumzugreifen, bei den ganzen am Boden liegenden Tüchern haben wir einen Greifer.“⁶¹ Theresa wäscht sich nach ihren zweistündigen Kontrollgängen zumeist

56 Ebd.

57 „An den Geruch habe ich mich mittlerweile schon gewöhnt.“ Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

58 Schring, Martina: Der Ekel. In: Engel, Gisela (Hg.): Sinneslust und Sinneswandel. Beiträge zu einer Geschichte der Sinnlichkeit, Berlin 2001, 57-73.

59 Miller, William Ian: *The Anatomy of Disgust*, Cambridge u. London 1997.

60 Dieser Vergleich bietet sich auch deshalb an, weil sowohl Stefan als auch Theresa die Qualität ihrer Verkaufstätigkeit beziehungsweise des Verkaufsvorganges in keinem Unterschied zu anderen Verkaufskontexten darstellten. „Ob ich jetzt Bananen verkauf’ oder Dildos, macht für mich keinen Unterschied mehr.“ Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

61 Ebd.

die Hände, obwohl sie die erwähnte Zange zwischen ihr und den benutzten Reinigungstüchern hält:

„Wenn ich jetzt draußen bin bei den Kabinen, und sammle den Müll zusammen, also in den Müllkübel rein, wenn sie's nicht reingeschafft haben, nachher gehe ich auch meistens Händewaschen, weil ich mir denke, OK, ich greif es zwar nicht an, weil wir so eine Zange haben, aber trotzdem.“⁶²

Als Hinweis auf dieses ‚Trotzdem‘, das in der Aussage unausgesprochen bleibt, lassen sich verschiedene formulierte Vorbehalte, die Theresa während des Interviews äußerte, interpretieren. Neben dem Unverständnis für die Dauer der Masturbation bei manchen Kabinennutzern („Ja sicher, wo ich angefangen habe, war's schon so: Oh mein Gott, was ist das? Was macht der da drinnen? Wieso eine halbe Stunde?“)⁶³ reiht sich auch der oben angeführte Vorbehalt gegen „Ausländer“ ein. Beide sind als Ausdruck eines individuellen, moralischen Ekelempfindens zu deuten.⁶⁴

„Ich versteh die Kabinen selber nicht ...“⁶⁵

Warum die Videokabinen trotzdem funktionieren

Die zwischen dem Personal abgesprochenen Vorgaben, was in den Kabinen erlaubt ist und was nicht, werden den Kabinenbenutzern gegenüber nicht in vollem Ausmaß artikuliert. Einzig die Vorgaben in Bezug auf die Reinlichkeitsvorstellungen sind visuell präsent. Diese sind aber auch nicht als Verbot, sondern als Bitte formuliert. Das von Stefan präsentierte Bild vom „Regelkunden“, der sich an alle normativen Vorgaben inklusive vorgesehenem Toilettengang und einsamer Masturbation hält, wird durch die Praktiken des urinierenden und homosexuelle Kontakte suchenden Benutzers konterkariert. Die Steuerungsmechanismen der Betreiber und des Personals reichen von medientechnischen Eingriffen in das gezeigte Filmmaterial,⁶⁶ zeitlich festgelegten Kontroll- und Reinigungsgängen in den

⁶² Interview mit Theresa (wie Anm. 10).

⁶³ Ebd.

⁶⁴ Zur Erforschung des moralischen Ekels vgl. insbesondere aus psychologischer Perspektive Haidt, Jonathan: *Morality*. In: *Perspectives on Psychological Science* 3 (2008), 65-72 sowie Harris, Lasana T.: *Susan Tufts Fiske: Dehumanizing the Lowest of the Low: Neuroimaging Responses to Extreme Out-Groups*. In: *Psychological Science* 17 (2006), 847-853.

⁶⁵ Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

⁶⁶ Am Beginn der Feldforschung waren sogenannte „Kaviarfilme“, pornografische Darstellungen, die Lustgewinn durch die Verwendung von Kot zeigen, im Sortiment der gezeigten Kabinenfilme. Diese wurden jedoch schließlich entfernt mit dem Argument, dass damit auch diejenige Klientel ferngehalten werde, die in die Kabinen defäkiert. Gedächtnisprotokoll (wie Anm. 25).

Kabinen(vor)raum bis hin zu Videoüberwachung desselben. Zusätzlich können die Verkäufer/innen im Aufenthaltsraum Einsicht nehmen, welche Filme in welcher Kabine gerade angeschaut werden. Der Nicht-Regelkunde bekommt diese restriktiven Ordnungsstrukturen zwar sicher ansatzweise mit, behält sich – wie die wiederholten Regelverstöße zeigen – aber zumindest die Freiheit offen, den Ort in seiner eigenen Art und Weise zu nutzen.

Die überaus leichte Verfügbarkeit individualisierten und ortsunabhängigen Medienkonsums im mobilen Internetzeitalter lassen die hier untersuchten Kabinen auf den ersten Blick als geradezu antiquiert erscheinen. Die wöchentlichen Anpassungen des Medienangebots gestalten sich umständlich und über zwei Instanzen hinweg: Erhebung durch die Betreiberfirma, Weiterleitung der Informationen an den/die zuständige/n Verkäufer/in, Berechnung der Genreanteile beziehungsweise Umsetzung.⁶⁷

Die Kosten, welche für den Kunden anfallen, um einen durchschnittlichen Film in den Kabinen (60 min) zur Gänze anzusehen, decken sich in etwa mit dem Kaufpreis im anliegenden Erotikshop. So ist das ortsgebundene Medienangebot in den Kabinen auch rein wirtschaftlich betrachtet für die Betreiber/innen profitabler als der Verkauf des gleichen Produktes im Erotikshop. Wieso also werden die Kabinen überhaupt noch von Kunden besucht? Ob die Atmosphäre, die akustische Halböffentlichkeit, Gewohnheit oder neue Freiheiten, deren Ausleben in den eigenen vier Wänden in dieser Art nicht möglich wäre, für die Kabinenbesucher eine Rolle spielen, muss hier offen bleiben. Der Ort an sich und seine verschiedenen, zugeschriebenen und erfahrenen Qualitäten, das heißt sein sozialer Kontext, können jedenfalls als gemeinsamer Nenner all dieser Motive festgemacht werden. Das interviewte Personal war bis zum Ende meiner Feldforschungsphase seitens der Kundschaft noch nicht mit Beschwerden bezüglich Reinlichkeit oder Zustand der Kabinen konfrontiert worden. Dies erscheint mir angesichts der Erzählungen über die verschiedenen Praktiken, die vom Personal als verunreinigend betrachtet wurden, doch als durchaus bemerkenswert. Vielleicht ist gerade dies ein zentraler Hinweis auf einen Lustfaktor des Ortes.

Der Lustort Videokabine ist zugleich Konsumort. Dabei erscheint es mir nicht nur zentral zu sein, was konsumiert wird, sondern auch wie. Dieses Wie wird ausstaffiert durch vorgegebene physische Komponenten der Dekoration, der Sitzpolster und Kabinenwände. Die weniger präsent erscheinende und den Akteuren gegenüber nicht durchgehend geäußerte Raumordnung geht über diese stoffliche Ebene hinaus. Sie schafft in Form der angesprochenen Reglementierungen, deren

67 Es werden jene zehn Filme gewechselt, die am wenigsten Aufrufe verzeichnen können. Interview mit Theresa (wie Anm. 10). Feldforschungsnotiz 1.5.2015.

direkten und indirekten Einforderung eine Zwischenräumlichkeit, welche dieses Wie für die potenziellen Kunden vielleicht erst interessant macht.

Das Aufsichts- und Ordnungspersonal entwickelt neben den Strategien der Ekelabwehr auch ortsspezifische Sprach- und Denkmuster. Kot, der an die Wände einer Kabine geschmiert worden war, wurde mir gegenüber einer pornografischen Sprachkultur entsprechend als „Kaviar“ beschrieben.⁶⁸ Die kleinste ökonomische Einheit des Konsumortes – ein Euro für zwei Minuten Film – verglich Theresa als überaus günstig im Gegensatz zu den Preisen, die eine Prostituierte verlangen würde.⁶⁹ Obwohl dieser Vergleich eine relativ kurze Masturbationszeit annimmt und aufgrund der sehr unterschiedlichen Form körperlicher Nähe beziehungsweise des sexuellen Vollzugs etwas hinkt,⁷⁰ offenbart sich darin ein individuelles, aber auch sehr ortsspezifisches ökonomisches Denkmuster.

Und schließlich zeigt sich auch auf verschiedenen Ebenen, dass der Ort bewusst mit dieser Zwischenräumlichkeit arbeitet und dies letztlich Teil des Geschäftsmodells zu sein scheint: „In der Wixkabine erwischt“, der Titel eines der 64 Filme, den ich zufällig im April 2014 in der Auslage im Angebot der Kabinenfilme vorfand, beschreibt genau dieses Wechselspiel zwischen anonymisiertem Lusterlebnis und autoritärem Ordnungsanspruch der Betreiber/innen. Jederzeit ist das vermeintlich private Feld der Videokabine in Gefahr, von außen kontrolliert zu werden. Die normativen Vorstellungen können aber auch leicht wieder außer Kraft gesetzt werden. Die Duldung homoerotischer Körperlichkeit, wie das Anfassen der Geschlechtsteile eines anderen Besuchers im beobachtbaren Kabinenvorraum,⁷¹ oder das bewusste Wegsehen bei verschiedengeschlechtlichen Kabinenbesucher/innen zeugen davon: „Pärchen kommen auch ab und zu, die sehe ich dann meistens nicht, wir wollen ja einen Umsatz machen, eigentlich sind's nur Einsitzerkabinen.“⁷²

68 Gedächtnisprotokoll 15.4.2014 (wie Anm. 25).

69 Interview mit Theresa (wie Anm. 10).

70 Als einzige Referenz auf die durchschnittliche Dauer einer Masturbation bei einem Mann bis zum Samenerguss fand sich ein Hinweis in dem 1948 vom amerikanischen Sexualforscher und Zoologen Alfred C. Kinsey veröffentlichten Untersuchungsbericht, dem ersten Band des sogenannten „Kinsey-Reportes“. Demnach kann die Masturbation bis zur Ejakulation von unter einer Minute bis zu einer Stunde dauern. Kinsey, Alfred C.: *Sexual Behavior in the Human Male*, Philadelphia 1948. In deutscher Übersetzung: Ders., *Das sexuelle Verhalten des Mannes*, Frankfurt a.M. 1955.

71 Feldforschungsnotiz vom 1.5.2015.

72 Interview mit Stefan (wie Anm. 11).

